

Zentralblatt
für
Psychoanalyse.

Medizinische Monatsschrift für Seelenkunde.

Schriftleiter:

Dr. Wilhelm Stekel, Wien, Gonzagagasse 21.

III. Jahrgang, Heft 4/5.

Januar/Februar.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1913.

Jährlich erscheinen 12 Hefte im Gesamt-Umfang von mindestens
40 Druckbogen zum Jahrespriese von 18 Mark.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Die Träume der Dichter.

Eine vergleichende Untersuchung
der unbewussten Triebkräfte bei Dichtern,
Neurotikern und Verbrechern.

(Bausteine zur Psychologie des Künstlers und des Kunstwerkes.)

Von

Dr. Wilhelm Stekel in Wien.

Preis Mk. 6,65, gebunden Mk. 7,85.

Stekel geht nun der für den ersten Augenschein verblüffenden Verbindung: Neurose—Verbrechen—Dichtung in oft unheimlichen Tiefen nach. Seine Methode ist dabei die eines mit durchdringendem Blick begabten Sehers, was natürlich seine Darstellung für den Leser desto anziehender macht. Er durfte, um die oben erwähnten Zusammenhänge zu ergründen, nicht an der Oberfläche der Erscheinungen bleiben, sondern musste in die Regionen der unbewusst treibenden Kräfte der Menschenseele hinabsteigen. Den Schlüssel zu diesen Regionen liefern aber die Träume. Durch eine Rundfrage verschaffte sich der Autor ein reiches Material von Träumen wohlbekannter Dichter und Schriftsteller, welches allein schon hinreichen würde, um dem vorliegenden Buch im Publikum grosses Interesse zu gewinnen.

Allgemeine Sportzeitung.

Sadismus und Masochismus

von Dr. A. Eulenburg,

Geh. Med.-Rat, Professor in Berlin.

Zweite zum Teil umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 2,80.

Inhalt: Erklärung und Ableitung der Begriffe „Sadismus“ und „Masochismus“. Ihr Wesen, ihre Bedeutung. Aktive und passive Allogagnie. — Die physiologischen und psychologischen Wurzeln der Allogagnie, des „Sadismus“ und „Masochismus“. — Die anthropologischen Wurzeln der Allogagnie. Die atavistische Theorie in ihrer Anwendung auf die algolagnistischen Phänomene. — Schema der algolagnistisch veränderten Hergänge des zentralen Nervenmechanismus. — Leben und Werke des Marquis de Sade. Sein Charakter und Geisteszustand. — Sacher-Masoch; der Mensch und der Schriftsteller. — Zur speziellen Symptomatologie und Entwicklungsgeschichte der algolagnistischen Phänomene. — Notzucht, Lustmord, Messerattentate, Nekrophilie. — Aktive und passive Flagellation (Flagellantismus). — Weibliche Grausamkeit. Sadismus und Masochismus des Weibes. — Sadismus und Masochismus in der neuesten Literatur. — Literatur.

Originalarbeiten.

I.

Zur Rolle des Unbewussten in der Neurose.

Von Dr. Alfred Adler, Wien.

Unser Verständnis für die Einzelfragen in der Psychologie der Neurosen ist so sehr an die individuelle Betrachtungsweise geknüpft, dass man behaupten kann: die Arbeitshypothese, obwohl aus Einzelerkenntnissen erwachsen, gibt ein Bild von der Weite der Anschauungen und von den Grenzen der Erkenntnis des Untersuchenden. Und dies so sehr, dass dadurch erklärlich wird, wie es zu verschiedenen Auffassungen, Wertungen, Voraussetzungen kommt, wie die eine Schule diesen, die andere jenen Punkt ihrer Darstellungen hervorhebt oder mindert, wie dem einen die Wichtigkeit eines Beobachtungsmaterials entgeht, wo ein anderer Unwesentlichem besondere Würde verleiht. Wer für eine formulierte Lehre einsteht, ist kaum wankend zu machen¹⁾; es wäre denn, dass ihm die inneren Widersprüche bewusst werden. Im allgemeinen benimmt er sich wie ein nervöser Patient, der eine Änderung seines Lebensplanes solange nicht zulässt, bis er sein unbewusstes Grössenideal erkannt hat und es als unrealisierbar verwirft.

Zum Unterschiede zu manchen anderen Autoren möchte ich den Leser zur Prüfung ermuntern, diese Betrachtung auch auf die folgenden Ausführungen anzuwenden. Die Psychotherapie ist ein künstlerischer Beruf. Die Selbstanalyse — wertvoller ist die Erfassung der eigenen Lebenslinie — etwa dem Selbstporträt vergleichbar, bietet schon deshalb keine Garantie für „voraussetzungsloses“ Forschen, weil sie wieder mit den leider beschränkten Mitteln der Persönlichkeit (oder zweier Persönlichkeiten) zustande kommt und weil die individuelle Perspektive nicht zulässt, sich oder andere anders als individuell zu betrachten. Persönliche, d. h. andere als in der Wissenschaft übliche Argumentationen bei der Beurteilung psychotherapeutischer Anschauungen anzuwenden, ist demnach ein Unfug, der nur durch die Jugend unserer Disziplin erklärlich ist, der auch auf die Dauer keinen Anklang finden dürfte.

Durchaus nicht so störend wirken diese Grenzen der Individualität in der psychotherapeutischen Praxis. Scheitert der Nervöse an dem Druck der Realität, so lehrt ihn der Arzt sich mit der Realität auseinanderzusetzen.

1) Siehe Furtmüller, Psychoanalyse und Ethik, E. Reinhardt, München 1912.

Der Zusammenstoß von Patient und Arzt hindert immer wieder das Wandeln des Neurotikers in der Fiktion. Und während der Patient um seine Überlegenheit zu kämpfen vermeint, verweist ihn der Arzt auf die Einseitigkeit und Starre seiner Attitude¹⁾.

Dabei erweist sich als die grösste Schwierigkeit in der Kur, dass der Patient, obgleich er die Einsicht in den neurotischen Mechanismus hat, gleichwohl seine Symptome teilweise aufrecht erhält. Bis sich ein neuer, vielleicht der schwerwiegendste der neurotischen Kunstgriffe enthüllt: der Patient bedient sich des Unbewussten, um mit seinen alten Bereitschaften und Symptomen trotz der Aufklärung dem alten Ziel der Überlegenheit folgen zu können. Und mit dieser Feststellung sind wir wieder auf der Linie der Aufklärungen, die ich in meiner Arbeit „Über den nervösen Charakter“²⁾ den neurotischen Lebensplan beschreibend erörtert habe. Die nervöse Psyche ist, um ihr überspanntes Ziel überhaupt anstreben zu können, zu Kunstgriffen und Finten gezwungen. Einer dieser Kunstgriffe ist die Verlegung des Zieles oder eines Ersatzzieles ins Unbewusste. Steckt dieses Ziel als „Moral“ in einem Erlebnis oder in einer Phantasie, dann können auch diese der Amnesie ganz oder soweit verfallen, dass das fiktive Endziel darin verschleiert wird.

Es ist nur eine andere Ausdrucksweise, geht übrigens folgerichtig aus diesen Feststellungen hervor, wenn ich hervorhebe, dass dieses gleiche Ziel oder Bruchstücke von Erlebnissen und Phantasien, die mit diesem Ziel verknüpft sind, dem Bewusstsein soweit und in der Form zugänglich sind, dass sie der Erreichung des Persönlichkeitsideals förderlich und nicht im Wege sind. Die biologische Bedeutung des Bewusstseins wie die des geschilderten Anteils des Unbewussten liegt also in der Ermöglichung des Handelns nach einem einheitlich gerichteten Lebensplan. Diese Anschauung deckt sich zum Teil mit den bedeutsamen Lehren Steinthal's, Vaihinger's und Bergson's³⁾ und weist auf die aus dem Instinkt erwachsene, den Zwecken der Aggression angepasste Qualität des Bewusstseins hin.

Auch die dem überspannten neurotischen Ideal gehorchende bewusste Vorstellung ist also in der Qualität ihres Bewusstseins ein Kunstgriff der Psyche, wie aus der Analyse der überwertigen Ideen, des Wahnes, der Halluzination⁴⁾, vor allem der Psychosen deutlich hervorgeht. Jede bewusste Manifestation der Psyche weist uns demnach in gleicher Weise auf das unbewusste fiktive Endziel wie die unbewusste Regung, sofern man sie richtig erfasst. Die billige Redensart vom „Oberflächenbewusstsein“ kann nur den täuschen, der diesen Zusammenhang noch nicht kennt. Die häufige Gegensätzlichkeit von bewussten und unbewussten Regungen ist nur ein Gegensatz der Mittel, für den Endzweck der Erhöhung der Persönlichkeit, für das fiktive Ziel der Gottgleichheit aber irrelevant.

1) Siehe auch dieses Zentralblatt, I. Jahrgang, Heft 5: Adler, „Zur Lehre vom Widerstand“.

2) Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden 1912.

3) Paul Schrecker, Bergson's Philosophie der Persönlichkeit. E. Reinhardt, München, 1912.

4) Adler, Neurologische Betrachtung über Berger's „Hofrat Eysenhardt“. Zeitschr. f. mediz. Psychologie und Psychotherapie, 1913. (Erscheint demnächst.)

Dieser Endzweck aber und jeder überspannte Formenwandel desselben muss im Unbewussten bleiben, wenn er durch seinen offenen Gegensatz zur Realität das Handeln nach der neurotischen Leitlinie unmöglich macht. Wo die Bewusstseinsqualität als Mittel des Lebens, als Sicherung der Einheit der Persönlichkeit und als Sicherung des Persönlichkeitsideals nötig wird, erscheint sie auch in der geeigneten Form und Ausdehnung. Selbst das fiktive Ziel, der neurotische Lebensplan kann teilweise ins Bewusstsein treten, wenn dieser Vorgang geeignet ist, eine Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls zu bewirken. So besonders in der Psychose. Sobald aber das neurotische Ziel durch sein Bewusstwerden sich selbst aufheben könnte, formt es den Lebensplan aus dem Unbewussten.

Diese aus den Tatsachen neurotischer Phänomene erhobenen Befunde finden ihre theoretische Bestätigung in einer Schlussfolgerung, die — wenn auch unausgesprochen — aus den fundamentalen Lehren Vaihinger's von dem Wesen der Fiktion hervorgeht¹⁾. In einer grandiosen Synthese erfasst dieser geniale Forscher das Wesen des Denkens als ein Mittel zur Bewältigung des Lebens, das mit dem Kunstgriff der Fiktion, einer theoretisch wertlosen aber praktisch notwendigen Idee, seinen Zweck zu erreichen sucht. War diese tiefe Konzeption des Wesens der Fiktion erst nötig, uns ganz mit den Kunstgriffen unseres Denkens vertraut zu machen, — eine Einsicht, die unsere Weltanschauung entsprechend umgestalten wird —, so liegt in der Tatsache einer „Entdeckung“ bereits angedeutet, dass auch die leitende Fiktion dem Unbewussten angehört, und dass ihr Auftauchen ins Bewusstsein für ihren Zweck teils überflüssig, teils aber hinderlich sein kann.

An diese Tatsache kann die Psychotherapie anknüpfen, indem sie die leitende Grössenidee ins Bewusstsein ruft und dadurch ihre Wirksamkeit für das Handeln unmöglich macht. Dementsprechend soll in folgendem gezeigt werden, dass nur die unbewusste leitende Persönlichkeitsidee das neurotische System ganz ermöglicht²⁾.

I. Eine Nichte einer Patientin kündigt im Geschäft den Dienst. Pat. ist besorgt, dass diese, — obwohl sie sie früher sehr gering gewertet hatte, — unersetzlich wäre. Sie jammert, dass sie nie fertig wird, zweifelt, ob sie die oder die Person anstellen solle. Der Mann ist unbrauchbar. Das Fräulein ist ein Papagei. Man hört heraus: „Nur ich, ich, ich!“ — und: „wenn ich nicht wäre!“ . . .

Die Frau leidet an Platzangst. Das heisst: sie kann nicht fortgehen. Ja, wie sollte sie denn fortgehen können, wenn sie sich immer „in die Auslage stellen muss“! Sie sichert sich durch die Platzangst, um zu Haus zu bleiben und ihre Unersetzlichkeit zu demonstrieren. Sie leidet an Schmerzen in den Beinen. Nimmt 3—4—5 Gramm Aspirin täglich. Des Nachts wacht sie oft vor Schmerzen auf, nimmt Pulver, denkt über geschäftliche Aufgaben nach, und dies mehrere Male in einer Nacht. Sie hat Schmerzen, um sogar in der Nacht an das Geschäft denken zu können. Das überspannte Grössenideal dieser Patientin, Mann, Königin, die Erste überall zu sein, kann nur wirksam werden, solange es unbewusst bleibt. Reminiszenzen aus der Kindheit, wie die Knaben es besser hätten,

1) Vaihinger, Die Philosophie des Als—Ob, Reuter u. Reichardt, Berlin 1911.

2) Der Gegensatz zur Auffassung Freud's liegt klar zutage. Der Zusammenhang meines Befundes mit dem Ganser'schen Symptom bedarf noch der Erörterung.

decken sich mit ihrer heutigen Anschauung, dass die Frauen minderwertig seien.

II. Traum eines 26 jährigen Mädchens, die wegen Wutausbrüchen, Suicidgedanken, Weglaufen in Behandlung kam.

„Mir war, als ob ich verheiratet wäre. Mein Mann war ein schwarzer, mittelgrosser Herr. Ich sagte: Wenn du mir nicht hilfst mein Ziel zu erreichen, so werde ich alle Mittel versuchen, auch gegen deinen Willen.“

Das der Patientin unbewusst gewesene Ziel aus der Kindheit war: sich in einen Mann zu verwandeln. (Siehe Kainos, Ovid)¹⁾.

Dieses Ziel war in der Kindheit nicht unbewusst, wenngleich es für das kleine Mädchen nicht alles bedeutete, was wir in dieser Aufstellung sehen. Besser gesagt: die psychologische und soziale Bedeutung konnte von dem Kinde nicht mit voller Klarheit erfasst werden. Aber es äusserte sich in besonderer, übertriebener Wildheit, in nahezu zwangmässigem Antrieb, Knabenkleider anzulegen, Bäume hinaufzuklettern, in Kinderspielen die Rolle des Mannes zu wählen, Knaben — um das Prinzip der Metamorphose aufrecht zu erhalten — weibliche Rollen zuzumessen.

Unsere Patientin war ein kluges Kind und erkannte bald ihre leitende Fiktion als unhaltbar. Da geschah zweierlei: 1. Sie kam zum Formenwandel der Fiktion, die nunmehr lautete: Ich muss von allen verzärtelt werden! Auf die Kraftlinie reduziert: ich muss alle beherrschen, das Interesse aller auf mich ziehen. 2. Sie vergass, verdrängte ihre ursprüngliche leitende Idee, — damit sie sie weiter behalten konnte. — Dieser Kunstgriff der Psyche ist ungemein wichtig. Ich brauche kaum zu erwähnen, dass es sich nie dabei um die Verdrängung sexueller Regungen oder von „Komplexen“ ins Unbewusste handelt, sondern immer nur um das Unbewusstwerden von Machtbestrebungen, die vom leitenden Persönlichkeitsideal abstammen, um Fiktionen, die in dessen Interesse so festgehalten werden müssen, dass sie einer bewussten Anwendung und somit einer Erprobung und Beeinträchtigung entzogen werden. So sichert sich das Persönlichkeitsideal, um nicht aufgelöst zu werden, damit nicht die über alles erstrebte und lebensnotwendige Einheit der Persönlichkeit verloren gehe: durch die Verschleierung seiner Fiktionen, indem es sie dem Bewusstsein entzieht!

III. Traum eines Patienten, der wegen Suicidversuchs, wegen Untauglichkeit und Ungeschicklichkeit, wegen sadistischer Phantasien und Perversionen, wegen Zwangsmasturbation und wegen Verfolgungsideen in meine Behandlung kam:

„Ich teilte meiner Tante mit, mit Frau P. sei ich jetzt fertig. Ich kenne alle ihre guten und schlechten Charakterzüge, und ich zählte sie auf. Die Tante erwiderte: auf einen Zug hast du vergessen: auf die Herrschsucht.“

Die Tante ist eine schlagfertige, etwas sarkastische Frau. Frau P. hat mit dem Patienten ein Spiel getrieben, durch das sie ihn zur Raserei brachte. Sie zeigte ihm durch ihre Haltung, dass sie ihn geringschätzte, und stiess ihn zurück, um ihn nach einiger Zeit wieder an sich zu ziehen. Für den Patienten überwogen natürlich die Demütigungen. Sie waren,

¹⁾ Diesen wertvollen Hinweis verdanke ich Herrn Professor Oppenheim in Wien.

wie für die meisten Nervösen die Niederlagen, nur Anlässe, sich in diese Affäre zu verbeissen, um doch einen Umschwung herbeizuführen und zur Beherrschung der Situation zu kommen. Das gereizte, gesteigerte Minderwertigkeitsgefühl sucht eine Überkompensation, und es ist ein typisch nervöser Zug, wie solche Patienten niemals von Menschen loskommen, die ihnen eine Niederlage bereitet haben. Das Verständnis dieses Charakters löst uns das ganze Geheimnis der Neurose.

In der Literatur werden ähnliche Züge als masochistisch gewertet. Ich habe in der Arbeit „Die psychische Behandlung der Trigeminusneuralgie“ (Zeitschr. f. Psychoanalyse 1910) diesen verwirrenden Irrtum bereits aufgeklärt. Man kann nur von pseudomasochistischen Zügen reden. Denn sie dienen in gleicher Weise wie der Sadismus dem Streben nach Überlegenheit, scheinen nur gegensätzlich, ambivalent, solange man nicht weiss, dass beide Formen des Lebens gleichwertig nach dem gleichen Ziele streben. Sie sind bloss für den Betrachter gegensätzlich, nicht aber für den Kranken, nicht aber in der Betrachtung vom Standpunkt eines richtig verstandenen neurotischen Lebensplanes aus.

Patient hatte seit jeher einen ausserordentlich starken Hang zu einer analysierenden Welt- und Menschenbetrachtung. Wie so oft stammte dieser Zug aus einer starken Entwertungstendenz. Der analysierende Neurotiker handelt förmlich nach dem Schlagwort: *divide et impera!* Er löst die oft reizvollsten Zusammenhänge auf und erhält dann ein wertloses Gemenge von Schablonen. *Ecce homo!* Ist dies aber wirklich der Mensch? Eine wirkliche, lebendige Psyche?

Sarkastisch wie die Tante möchte Patient selbst sein. Er hat aber nur den Treppenwitz und findet nie eine schlagfertige Antwort. Diese „zögernde Attitude“ verdankt er freilich seinem Lebensplan, der ihn zwingt, jede Antwort so zu geben, dass der „Gegner“ — und jeder ist eigentlich sein Gegner — vernichtet ist, oder gar nicht oder so mangelhaft zu antworten, dass er und seine Angehörigen den Eindruck gewinnen, man müsse zart mit ihm umgehen, ihm in jeder Weise behilflich sein.

Patient stand am Tage, bevor er träumte, unter dem Eindruck einer Unterredung mit dem älteren Bruder, dem er sich nie gewachsen gefühlt hatte. Der Bruder versprach ihm, er wolle sich noch einmal für ihn bemühen und ihm zum letzten Male eine Stelle verschaffen. Solche Unternehmungen des stärkeren Bruders zum Scheitern zu bringen war aber gerade die Spezialität unseres Patienten gewesen. Und seine Behandlung wurde nötig, weil er einen Suicidversuch gemacht hatte, kurz nachdem er sich bei dem Bruder für die Erlangung einer Stelle bedankt hatte. — Als ihm der Bruder eines Tages wegen seiner schlechten Kleidung Vorwürfe machte, träumte er, er habe einen neuen Anzug an, den er mit Tinte übergossen hatte. Kennt man die psychische Situation eines Patienten, so sind auch seine Träume ohne viel Deutungsarbeit leicht verständlich. Wir sehen Gedanken und antizipierte Handlungen darauf abzielen, den Bruder um seine Geltung zu bringen, um seinen Einfluss, seine Leistungen hinterrücks und heimlich wieder aufzuheben. Dabei ist unser Patient ein gewaltiger Ethiker und Moralist.

Die gegen den Bruder gerichtete Entwertungstendenz arbeitet also verdeckt, sozusagen im Unbewussten. Nichtsdestoweniger

leistet sie mehr als sie im Bewusstsein erreichen könnten!

Woher sie kam, ist leicht zu sagen: sie ist ein Abkömmling der überspannten Grössenidee des Patienten. Warum arbeitet sie im Unbewussten? Damit sie überhaupt arbeiten kann! Denn das Persönlichkeitsideal unseres Patienten würde durch ein derartiges bewusst herabsetzendes, beschimpfendes Wollen eine Beeinträchtigung erfahren, der Patient würde sich minderwertig fühlen. Deshalb der Umweg, deshalb die Charakterzüge der Unbeholfenheit und Ungeschicklichkeit, die Finessen und Raffinements ausgeübter Minderwertigkeit im Beruf und im Leben! Deshalb auch der Selbstmordversuch im äussersten Fall und die heimliche Drohung mit demselben, um den Druck gegen den Bruder zu verstärken! Um dessen Anspannung zu erhöhen, um ihn um die erhofften Früchte seiner Bemühungen zu bringen!

Daraus leiten wir den praktisch ungemein wichtigen Satz ab: Wir können das neurotische Handeln so betrachten, als ob es wie im Bewussten einem Ziel gehorchte. Und wir können vorläufig abschliessend behaupten: die Unbewusstheit einer Fiktion, eines moralisierenden Erlebnisses oder einer Erinnerung kommt als ein Kunstgriff der Psyche zustande, wenn das Persönlichkeitsgefühl und die Einheit der Persönlichkeit durch das Bewusstwerden derselben bedroht wäre.

„Auf die Herrschucht nicht vergessen!“ lautet mein Warnungsruf an den Patienten. Ich werde im Traum mit der Tante in eine Linie gestellt, sowie der Bruder mit der Frau P., die immer überlegen war. Diese Verweiblichung von zwei Männern geschieht unter dem gleichen Impuls der Entwertung, von der oben die Rede war. Aber der Patient ermahnt sich im Traume bereits, durch die Worte der Tante, d. h. durch meine Worte, was bisher meine Aufgabe war, ja die wichtigste Aufgabe des Psychotherapeuten überhaupt ist. Man sieht das derzeitige Stadium der Neurose: die durch den Bruder erlittene Herabsetzung beantwortet er durch Entwertung des Bruders. Da ruft er sich zur Ordnung, wie ich es sonst getan habe.

Am nächsten Tage schrieb er an die Schwester einen Brief, den er zu schreiben gezögert hatte. Er beschwert sich zum ersten Male offen über die Arroganz des Bruders. Zum Schlusse fügte er allerdings hinzu, sie möge den Brief geheim halten. Der offene Kampf scheint ihm noch zu schwer, weil er die heimliche Herrschucht des Patienten enthüllen würde.

II.

Die Ausgänge der psychoanalytischen Kuren.

Von Dr. Wilhelm Stekel, Wien.

Jeder Analytiker macht die Beobachtung, dass es sehr schwer ist, die Patienten für die Aufdeckung ihrer versteckten Triebkräfte zu gewinnen. Ist man in den ersten Stunden unvorsichtig und deckt man zuviel von geheimen Kräftespiel auf, so weckt man den Widerstand gegen die Heilung und die Kranken bleiben unter allerlei Vorwänden aus. Manchmal nützt die äusserste Vorsicht nicht. Kommt doch der Patient zum Arzte mit dem festen Vorsatz, sich „nicht unterkriegen zu lassen“. Jeder Neurotiker hütet das Geheimnis seiner Neurose wie einen kostbaren Schatz, wie sein Rheingold, das er sich nicht entreissen lassen will¹⁾. Wittert er Gefahr für seine kunstvolle Fiktion, so ergreift er die Flucht Oft nützt die grösste Vorsicht nichts. Nach ein paar Tagen findet der Kranke, dass er eigentlich schon geheilt ist und verlässt mit unendlich überschwänglichen Beteuerungen der Dankbarkeit den Arzt, vergisst nicht zu betonen, dass er einige Bekannte oder Verwandte zur Kur schicken werde und ist natürlich gerade so krank wie zuvor. Ein anderer muss plötzlich verreisen, den dritten regt die Behandlung zuviel auf, er muss sich erst beruhigen usw. Der Variationen gibt es unendlich viele. Man gehe daher an jeden Fall mit Skepsis und mit grosser Vorsicht heran. Je später man seine Trümpfe ausspielt, je mehr man von seinen Kenntnissen für sich behält, desto sicherer der Erfolg. Es ist töricht, dem Kranken in den ersten Tagen Auflösungen zu geben, auch wenn er noch so gut psychoanalytisch geschult und selbst wenn er Arzt ist. Im Gegenteil! Die Vorgebildeten sind die schwersten Fälle. Sie sind gewarnt und nützen ihre Kenntnisse der Psychoanalyse zu Widerständen aus. Ich muss daher Freud vollkommen beipflichten, wenn er widerrät, die Patienten durch Lektüre zum Verständnis der Psychoanalyse zu bringen und so die Kur zu unterstützen.²⁾ Man tut dies in der Hoffnung, rascher zum Ziele zu

¹⁾ Manchmal erhält der Arzt beim Abschied vom dankbaren Patienten ein Geschenk, das natürlich einen tiefen Sinn hat. Photographien sind sehr häufig, hie und da symbolisch leicht zu begreifende Schmuckstücke. Dieser Tage erhielt ich von einem meiner intelligentesten Patienten den „Ring der Nibelungen“. Er gab mir symbolisch seinen teuersten Schatz, sein Rheingold, seine Neurose. Er machte mich zum Herrn seines Leidens.

²⁾ Freud: Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. Zentralblatt f. Psychoanalyse. II. Band.)

kommen. Die Kranken lesen gierig die analytischen Schriften, lernen aber daraus die Arten der Verteidigung gegen den Arzt. Es ist töricht, Kranke alles lesen zu lassen. Das tat ich nur so lange, als ich an den Willen der Neurotiker zur Genesung glaubte. Heute weiss ich, dass der Neurotiker nur eine Angst hat: Seine Neurose zu verlieren. (Einer meiner Zwangsneurotiker erkrankte während der Behandlung an einer neuen Angst, der Angst zu verlieren. Es erwies sich, dass neben der Angst, die Seligkeit zu verlieren, die Angst, die Neurose zu verlieren und geheilt zu werden, die Wurzel dieser Angst war.)

Der Analytiker, der seine Kranken durch Lektüre vorbildet, gleicht dem Strategen, der dem Feind seinen Feldzugsplan ausliefert. Deshalb bestehe ich darauf, dass die Kranken nur gewisse, sie nur oberflächlich orientierende Schriften lesen.

Einer meiner Patienten studierte bei Tag und bei Nacht die psychoanalytische Literatur, angeblich um die Kur zu unterstützen. Auf meine Einwände meinte er, er erinnere sich bei der Lektüre dann an verschiedene Vorfälle. Er notierte sich gewissenhaft die Einfälle, so dass die Stunde kaum ausreichte. Und doch war alles nur ein Spiel und er blieb trotz unzähliger Einfälle und Erinnerungen immer an der Oberfläche.

Erst wenn wir dieses Bestreben des Kranken verstehen, können wir die Analyse erfolgreich zu Ende führen. Der grösste Teil der Widerstände stammt nicht von der Übertragung, d. h. von der Liebe des Patienten zum Arzte, wie wir bisher geglaubt haben. Die Übertragung ist selbst nur eine Form des Widerstandes. In jeder Psychoanalyse besteht die Tendenz, durch Aktualitäten den Blick von der Vergangenheit und der Neurose abzulenken. Jeder Kranke wird durch eine Menge von aktuellen Erregungen die Besprechungen stören. Ja manchmal sagen die Kranken: So lange ich mit dieser Geschichte nicht fertig bin, hat die Behandlung keinen Sinn. Man lasse sich durch diese Spiegelfechtereien nicht täuschen. Es kommen immer neue Aktualitäten, wenn die Gefahr der Entlarzung nahe ist. Eine solche Aktualität ist die Liebe zum Arzte. Wozu über die Liebe zum Vater reden, wenn man eine präsenste Liebe hat? Diese Liebe zum Arzte kann dann wieder eine Kraft werden, welche der Genesung förderlich ist. Denn die Neurotiker werden nie sich zuliebe gesund. Sie gesunden dem Arzte zuliebe. Sie tun ihm den Gefallen

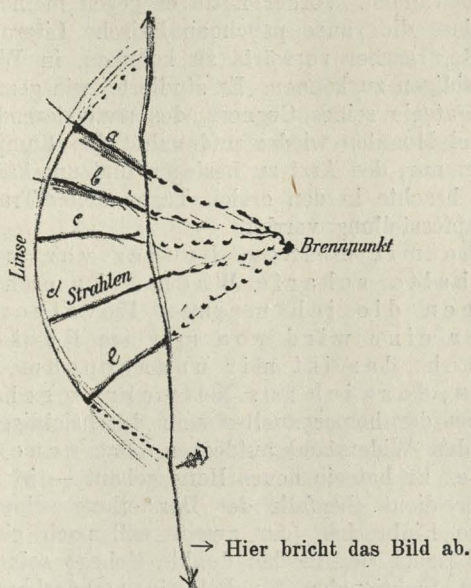
Ich habe schon in einer Mitteilung¹⁾ darauf aufmerksam gemacht, dass die ersten Träume der Patienten oft in symbolischer Form die Stärke eines manchmal unbeugsamen Widerstandes verraten, wenn man sie zu entziffern imstande ist. Ich verweise nur auf den Traum vom König Alphons (S. 27).

Ein anderer Patient brachte mir folgenden ersten Traum:

Ich stehe neben dem Katheter vor der Tafel, auf welcher sich dieses Bild befindet. Ein Professor ist auch dabei. Ich soll die Aufgabe rechnerisch, vielleicht auch zeichnerisch lösen und habe das Gefühl gänzlicher Ohnmacht. Lampenbeleuchtung.

¹⁾ Darstellung der Neurose im Traume. (Diese Zeitschrift, III. Band, 1. Heft.)

Das Bild zeichnet der Patient folgendermassen:



Die Analyse dieses Traumes ergibt eine Fülle von Determinationen. Es wäre sehr verlockend, an Hand dieses Traumbildes die ganze Neurose des Kranken aufzurollen. Ich will mich hier auf mein engeres Thema beschränken. Der Zeichner zeigt mir das Bild, in dem der Brennpunkt nur durch Punkte angedeutet ist. Die Strahlen brechen an einer Stelle ab. „Hier bricht das Bild ab“, meint der Träumer. Er hat nur das „Gefühl“, dass hinter dem Schirm oder der Wand ein Brennpunkt liegt. Dieser Traum sagt uns, dass der Brennpunkt der Neurose verborgen bleiben soll. Die fünf Strahlen sind nach seinem ersten Einfalle fünf Mädchen, die er geliebt hat. Strahl a ist am dicksten, dann nimmt die Stärke der Strahlen ab, so dass Strahl e schon etwas verschwommen erscheint. Alle diese fünf Mädchen geben ein Bild. Sie treffen in einem Brennpunkte zusammen. Ich habe später gefunden, dass dieser Brennpunkt die Mutter ist. Mit anderen Worten, diese fünf Mädchen waren Ersatzobjekte für die einzige Liebe seines Lebens. . . . Die jüngste war die stärkste Liebe. Aber Strahl e ist schon fast ganz vergessen.

Doch was bedeutet dieser erste Traum? Doch nur, dass er mir nie die ganze Wahrheit verraten wird. Die Analyse wird nur bis zu einer gewissen Schichte gehen, dann wird sie abbrechen. Der Arzt, der in diesem Traum die Rolle eines prüfenden Professors übernimmt, wird nie die ganze Wahrheit erfahren. Er fühlt sich der Aufgabe der Psychoanalyse gegenüber vollkommen ohnmächtig.

Ich verlasse hier die anderen Determinationen. Ich verweise nur auf dieses böse Omen für meine Behandlung. Und der Patient hielt Wort. Seine Erinnerungen und Einfälle reichten nur bis zu einer gewissen Grenze, weiter kam er nicht. Als aber die Traumanalyse gegen seinen Willen den ganzen Reichtum der Komplexe, besonders seine unbewusste

Homosexualität (Brennpunkt = Anus), aufdeckte, flüchtete er plötzlich unter allerlei Vorwänden. Vorher hatte er gegen meinen Willen mit unglaublichem Fleisse die ganze psychoanalytische Literatur durchstudiert, um, wie er sagte, rascher vorwärts zu kommen, in Wahrheit aber, um sich besser verteidigen zu können. Er studierte, wie gesagt, den Feldzugsplan und die Strategie seines Gegners, des analysierenden Arztes. Dann kam er nach drei Monaten wieder und nahm den Kampf aufs neue auf. Denn es galt ihm nur, den Arzt zu besiegen und unerkannt und ungeheilt fortzugehen. Er brachte in den ersten Tagen einen Traum, der deutlich seine neue Kampfesstellung verriet.

Ich stehe mit meinem Bruder vor meinem neuen Hause und halte scharfe Wache. Es nahen zwei Einbrecher, gegen die ich meinen Revolver erhebe und schiesse. Der eine wird von mir im Rücken getroffen. Ich denke: Ach, das ist mir unangenehm, wie soll ich nun beweisen, dass ich aus Notwehr so gehandelt habe?

Ich will von der homosexuellen sehr durchsichtigen Bedeutung absehen und nur den Widerstand aufdecken. Das neue Haus ist seine neue Neurose. Er hat ein neues Haus gebaut — in meiner Abwesenheit. Der Bruder dient ebenfalls der Darstellung seiner Neurose. Nun bin ich der eine Einbrecher (der zweite soll nach einem Einfall des Kranken Freud sein), der in das dunkle Gehege seiner Seele brechen will. Wieder die funktionalen Symbole in wunderbarster Plastik! Er kann nicht anders handeln. Er muss seine Neurose verteidigen und sich mit allen Mitteln gegen meine Einbrecherkunst wehren. . . .

In einem anderen Traume sieht der Patient einen Professor Jodl, der durch ein Bassin mit kräftigen Schlägen schwimmt. Er soll nach, tut es zögernd und holt den Professor bald ein. Das Bassin ist das Symbol seiner Seele. Jodl, ein Professor für Psychologie, steht für mich. Und der Schluss des Traumes erzählt, dass er allein zurückschwimmt. Er geht zum Ausgangspunkt zurück. Der Traum enthüllt seinen Neid gegen den Seelenforscher, sein Bestreben, ihn zu übertreffen und die Kur „allein“ durchzuführen.

Je tiefer ich in das Wesen der Analyse eindringe, desto fester wird meine Überzeugung, dass die Analyse ein permanenter Kampf mit dem widerstrebenden Kranken ist, der nicht gesund werden will, wenn er auch immer pathetisch das Gegenteil behauptet. War doch die Krankheit dazu bestimmt, über die Umgebung mit ihrer Hilfe zu herrschen und unter schweren Opfern seinen Willen durchzusetzen. So tritt der Patient auch dem Arzte gegenüber. Sein eigenes Schicksal wird ihm Nebensache. Der Arzt wird ihm ein Symbol für die ganze Welt. Er will in dem Arzte den Vater und den Lehrer, die ganze Umgebung besiegen und übertreffen. Wenn er gesund wird, so wird er es nur dem Arzte zuliebe. Aber diese Fälle sind eigentlich die viel selteneren. In den meisten Fällen will der Kranke über die Bemühungen des Arztes lächeln und den Sieg in dem langen Ringen davontragen.

Allmächtig herrscht in dem Neurotiker der Wille zur Macht! Und Wille zur Macht heisst: Ich will von allen geliebt werden. . . . Wille zur Macht ist Wille zur Liebe. Der Patient wendet nun jedes Mittel an, um den Arzt zur Liebe zu zwingen. Er geht sogar mit dem Beispiel voran und verschmäht es selbst nicht, um Liebe zu betteln. Er unterliegt aber

dem Willen zur Unterwerfung und verliebt sich in den Arzt, der in der Übertragung alle möglichen Rollen spielen muss.

Vom Beginne der Kur hat der Kranke das Ende der Behandlung im Auge. Er will zuerst kein leichter Fall sein. Im Beginne meiner psychoanalytischen Tätigkeit war ich so naiv zu glauben, dass ich den Kranken eine besondere Freude zu bereiten glaubte, wenn ich ihnen mitteilte, sie wären ein leichter Fall und ich hätte viele dergleichen behandelt. Jeder Neurotiker betrachtet seine Neurose als ein besonderes Kunstwerk, als eine sinnreiche Konstruktion mit unzähligen Fallen und Schutzwällen, gegen jeden Feind fest versichert und ist sehr empört, dass er diese geniale Erfindung mit anderen Menschen teilen soll. Eine leichte Auflösung würde auch sein Leiden als ein leichtes entlarven — und das darf unter keinen Umständen geschehen. Ich behandelte einen Arzt, der die Praxis unterbrochen hatte und bald nach Hause musste. Wir hatten vier Monate veranschlagt. Da traf er einmal zufällig einen Herrn, der bei Freud über ein Jahr in Behandlung stand. Er war nun empört und verlor einen Monat mit den Ausführungen über seinen Zweifel, in solch kurzer Zeit fertig zu werden. Warum hatte der andere Herr ein ganzes Jahr gebraucht? War er nicht der schwerere Kranke? Ich hätte seinen Fall unterschätzt usw.

An diesem Beispiel lässt sich sehr schön die Auflösung der Übertragung nachweisen. Viele Analytiker glauben, eine Übertragung auflösen heisst einen Kranken aufmerksam machen, dass er in den Arzt verliebt ist. Damit ist in den meisten Fällen nichts erzielt und die Übertragung bleibt nach wie vor bestehen. Eine Übertragung auflösen heisst die parallele Situation (Konstellation) ausfindig machen, welche einen Affekt auslöste, der noch nicht abreagiert wurde, der noch besteht. Ferner auf den Widerstand stossen, der im Materiale liegt und durch die Übertragung verdeckt wird. In diesem Falle ging es so zu. Der Vater hatte dem Kranken die Schwere der Erkrankung nicht glauben wollen. Und da ich den Vater spielte, musste mein Glaube, sein Leiden sei kein schweres und in einigen Monaten zu beheben, seinen grössten Zorn und Widerstand provozieren. Ich stand dann in der Übertragung für den Vater.

Ich will gleich zum Verständnis der Übertragung noch einen zweiten Fall anführen. Im Sommer behandelte ich einen Kranken, dem ich es freigestellte, die Analyse ambulant durchzuführen, eine Art der Technik, die sich mir in manchen Fällen bewährt hat. Aber gerade dieser Patient hatte während des Spazierganges nie einen Einfall und ging schweigsam neben mir her. Am liebsten blieb er zu Hause, wo es viel besser ging. Es stellte sich heraus, dass sein Vater ihm in der Jugend immer zum Spaziergehen gezwungen hatte. Die Erinnerung an die unangenehmen Ausflüge der Jugend wirkte in der Übertragung als Widerstand. Die alte Einstellung gegen den Vater mit Trotz (A d l e r) wurde durch die parallele Situation wieder lebendig.

Es wird also die Psychoanalyse das alte Rivalitätsverhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen alter und neuer Generation neu beleben. Der Kampf mit dem Arzte weckt die alten Kämpferstellungen und gibt ihnen neues Leben und neuen Inhalt. Und es handelt sich bald beim Kranken nur um eines: Den Arzt zu überwinden und unbesiegt davonzugehen. Man vergesse auch nicht die hohen Lustprämien der Neurose

Was können wir dem Kranken dafür bieten? Realitäten, die gegen seine Phantasien lächerlich dürftig aussehen.

Ich habe in meinem Werke „Die Träume der Dichter“ den Glauben der Neurotiker an ihre grosse historische Mission aufgedeckt und beschrieben. Man glaubt es nicht, wie scheu die Neurotiker diesen Glauben verbergen und wie sie sich sträuben, diesen Glauben sich entreissen zu lassen. Was ist nun die Wirklichkeit gegen die grandiose Phantasie der historischen Mission? Er ist ein Apostel, ein Auserwählter Gottes, er wird seinen Namen an die Sterne heften. Alle Welt wird ihn bewundern und vor ihm im Staube liegen. Jetzt mögen sie ihn verspotten und lächeln, er wird doch über alle triumphieren! Und der Kampf mit dem Arzte wird ihm das Symbol seines Kampfes mit der Welt. Am Arzte misst er seine Kräfte und kämpft um das Recht auf seine Krankheit. Denn wir haben es ja wiederholt betont: Er will gar nicht gesund werden. Er sucht für diesen Willen zur Krankheit die sonderbarsten Rationalisierungen. So fürchtete ein schwerer Neurotiker, die Analyse werde seine Dichterkraft zerstören. Der Mann hatte noch gar nichts geleistet! Die Neurose hatte eben einen Grad erreicht, der das Schaffen unmöglich machte. Ein anderer sagte mir allen Ernstes, er fürchte, die Analyse werde ihm die Möglichkeiten der Perversionen „abbauen“. . . . Der Dritte brachte mir in der ersten Stunde folgenden Traum:

Ich liege auf einem Sofa. Kornitzer kommt zu mir und ist sehr lieb mit mir. Ich sage ihm: Jetzt kommst du zu mir? Jetzt ist es viel zu spät. Jetzt mag ich dich nicht.

Kornitzer ist ein gewesener Schulkollege, der mit ihm freundschaftlich verkehrte, bis sie den Verkehr aus geschäftlichen Differenzen abbrachen. Man kann sich leicht vorstellen, dass homosexuelle Spannungsdifferenzen zwischen ihnen herrschten und dass Kornitzer hier für mich steht. Er liegt im Traume auf dem Sofa wie bei der Psychoanalyse. (Er ist einer jener Fälle, die in dieser Stellung viel leichter assoziieren.) Und doch! Der tiefe Sinn des Traumes ist ein anderer und enthält einen rationalisierten Widerstand. Ich frage ihn, ob Kornitzer gut aussieht.

„Das Bild der Gesundheit“, erwidert der Analysierte sofort.

Also Kornitzer ist auch in diesem Traume das Bild der Gesundheit. Und der Traum lautet in der Übersetzung: Wozu brauche ich denn die Kur? Die Gesundheit kommt mir jetzt zu spät. Wäre ich jünger, so hätte das einen Sinn. Aber in meinem Alter! Der Mann ist 32 Jahre alt!

Dieser Widerstand des Kranken lässt ihn alle Listen in der Psychoanalyse anwenden, die nur möglich sind. (Einige dieser Widerstandsformen will ich hier gleich anführen und behalte mir vor, dieses Thema einmal besonders zu besprechen.) Ein Kranker zeigt sich kolossal begeistert von der Kunst der Traumdeutung. Er bringt so viel Träume, dass man Jahre brauchen würde, um sie zu analysieren. In den Träumen tauchen Anspielungen auf Traumen auf, wie sie der Arzt vermutet hat. Wehe dem unerfahrenen Arzte, der sich zu der Äusserung verleiten liess: Nun werden wir das wichtige Trauma bald haben. Wir sind nahe daran. Es beginnt jetzt eine aufregende Traumenjagd. Ein Traum interessanter als der andere. Das Trauma taucht in den verschiedensten Variationen und Bildern auf. Die assoziierten Gedanken gehen ganz nahe an das wichtige Ereignis. Und es vergehen Monate und das gesuchte Trauma kommt

nicht, es ist gar nicht da gewesen. Es ist das Spiel des Kranken mit dem Arzte. Innerlich lacht er und triumphiert über die Ohnmacht und Kurzsichtigkeit seines Arztes.

Es ist unglaublich, was für ein Missbrauch mit den sexuellen Traumen getrieben wird. Ich stehe seit Jahren auf dem Standpunkt, dass die Traumen an und für sich nichts bedeuten und erst vom Neurotiker zu Traumen gemacht werden. Mitglieder des Wiener Kreises werden sich noch erinnern, dass ich scherzhaft behauptete, für manche Kinder scheinbar das Trauma die beste Form der sexuellen Aufklärung gewesen zu sein. Man sieht nämlich Kinder, welche zahlreiche Traumen erlebt haben und vollkommen gesund geblieben sind. Der Neurotiker hat die Tendenz, die Vergangenheit kritisch zu durchforschen und für sein Schuldbewusstsein Fixierungspunkte zu suchen. Er benötigt auch Vorgänge, die ausser ihm liegen und ihn entschuldigen. Es sind die für die Dynamik der Neurose hochwichtigen Entschuldigungstendenzen. Das Trauma befreit ihn von dem quälenden Vorwurfe, er habe sich die Neurose arrangiert. Er kann die Schuld auf das Trauma schieben. Manche Traumen wirken als Memento (Adler) im moralischen Sinne. Auffallend ist es, dass die meisten Neurotiker ihre Traumen schon in den ersten Stunden berichten können. Wir glaubten früher, es sei die Ausnahme. Es ist aber die Regel. Die Neurotiker kennen die Traumen und manche beschuldigen direkt in der ersten Stunde die bösen Traumen, als Urheber der Neurose. Besonders die Kranken, die über die Freud'sche Neurosenlehre wohl informiert sind. Ja es kommt vor, dass wir von Neurotikern aufgesucht werden, mit der skeptischen Bemerkung: „Ich weiss nicht, wie mir die Psychoanalyse helfen soll. Ich kenne meine Traumen, ich kenne meine verdrängten Gedanken — ich habe nämlich keine —, ich bin mir der Inzestregungen vollkommen bewusst. . . . Also was habe ich von der Psychoanalyse zu erwarten?“ Besonders Ärzte, die selber Psychoanalyse treiben, zeigen diese Erscheinung und eine Verblendung ihren Komplexen gegenüber, die ich als „psychoanalytisches Skotom“ bezeichnet habe. Darunter befinden sich oft bedeutende und sonst sehr helle Köpfe. Aber in eigenen Angelegenheiten wird der klügste Mann durch den Affekt begriffstutzig.

Es gibt gewiss eine Reihe von Fällen, in denen durch die Analyse Verdrängungen behoben werden. In den meisten Fällen berichten die Kranken Dinge, die sie immer gewusst haben und nicht „hergeben“ wollten. So sagte mir eine Zwangsneurotikerin ihr Zeremoniell erst nach sechs Monaten. Sie hatte es allerdings schon vorher mitgeteilt. Aber so oberflächlich und so nichtssagend, dass man sich keinen rechten Begriff davon machen konnte.

Ein anderer Zwangsneurotiker teilte mir sein Zeremoniell bei der Defäkation erst nach einem Jahre mit. Es ist der Kranke, dem ich die höchsten und besten Einsichten in das Gefüge der Neurose verdanke. Ich muss beschämt gestehen, ich habe bei diesem Kranken die Dynamik des Widerstandes gelernt. Er wollte mir diese Zeremonien nicht eingestehen. Er wollte über mich triumphieren. Er wollte mir den stärkeren zeigen. Er wollte nicht gesund werden. (Es ist der Kranke, der den schönen Traum von König Alphons geträumt hatte. Heft 1, S. 27.)

Ich kenne einige Fälle, in denen der Analytiker dem Kranken die Heilung nach Hebung der Traumen versprochen hatte. Es begann eine

wilde Traumenjagd. Täglich kamen Träume, die von einem Trauma erzählt. Der Arzt triumphierte. Nun sind wir dem Trauma sehr nahe. Wir werden es bald haben. Aber der Kranke triumphierte im Innern noch mehr. Er führte den Arzt durch viele Monate an der Nase herum. Er produzierte die kühnsten Traumen, die der Arzt schliesslich als Phantasien ablehnte. Das dauerte viele viele Monate. Der Kranke lag den ganzen Tag zu Hause und mühte sich ab, Erinnerungen zu fangen. Er machte sich die grössten Vorwürfe, er unterstütze die Kur nicht. Der Arzt löste Übertragung nach Übertragung und die Analyse kam nicht weiter

Was wir eben lernen müssen, ist der Umstand, dass die Kranken nicht gesund werden wollen. Mit dem Munde jammern sie nach Genesung, aber durch ihre Taten beweisen sie das Gegenteil.

Es ist keine leichte Aufgabe, einen Kranken zum Aufgeben seiner Neurose zu veranlassen. Die Auflösung allein macht es noch nicht. Manchmal lässt sich der Kranke ein Symptom auflösen, weil er einen Vorwand haben will, um gesund zu werden und weil er dem Arzte einen Triumph gönnt. Er liebt den Arzt und Liebe ist Unterwerfung. So wird die Übertragung, die ein Kunstgriff des Kranken im Sinne Adlers ist, zur Quelle seiner Triumphe. Ja aber diese Übertragung lässt sich auch ohne den mühevollen Umweg der Psychoanalyse erzielen. Deshalb können gewisse leichte Fälle durch eine oberflächliche Psychoanalyse rasch geheilt werden. Aber manchmal auch durch andere Methoden. Es heilt eigentlich nicht die Methode, sondern nur der Arzt. Die Psychoanalyse lässt uns tiefer in das Gewebe der Neurose blicken. Sie deckt uns den Widerstand des Kranken gegen seine Genesung auf. Sie zeigt uns seine Kämpferstellung, seine permanente Attitüde zum Angriff, der zugleich Verteidigung ist.

Es gehört grosser Scharfsinn und eine reiche Erfahrung dazu, hinter diese Schliche zu kommen, den Kranken zu entlarven und ihn seiner böswilligen Absicht zu überführen.

Hält man sich alle diese Momente vor Augen, so wird man einsehen, dass es das schwerste aller Probleme ist, eine psychoanalytische Kur zu beenden. Die beste Prognose stellen die Fälle mit durch die Verhältnisse bestimmte beschränkte Zeit. Ein Beamter, der zwei Monate Urlaub hat, ein Arzt, der die Praxis unterbrochen hat, Menschen, welche grosse materielle Opfer für ihre Gesundheit bringen. Sie haben alle ein Interesse, die Kur möglichst bald zu beenden. Wie schwer ist dies Problem bei reichen unabhängigen Leuten, die nie aufhören wollen! Der Kampf mit dem Arzt wird ihnen wichtiger als ihr eigenes Los. Sie verzichten auf die Gesundheit, an der ihnen doch so wenig gelegen ist, wenn sie nur über den Arzt triumphieren können. Wenn sie sich nur sagen können: Du magst viele andere geheilt haben, mit mir wirst du nicht so leicht fertig werden. Mich wirst du überhaupt nicht heilen.

Ich behandelte einen reichen, vollkommen unabhängigen Mann wegen einer schweren Neurose, deren hervorstechendes Symptom die Platzangst war. Er wurde in jeder Hinsicht vollkommen gesund. Seine Essstörungen, die Krisen der Verdauung, seine soziale Scheu, seine Unfähigkeit zur Arbeit, sie schwanden alle. Aber trotz aller Bemühungen schwand seine Platzangst nicht. Er brach unvermutet die Behandlung ab und suchte seinen alten Arzt auf. Dieser riet ihn, einen Kollegen aufzusuchen, der

solche Zustände durch eine Brille heilen könne. Ja — er fuhr sogar mit dem Kranken zu dem Augenarzt nach Deutschland. Und was sagte der „treue“ Patient im Eisenbahnwagen? Charakteristisch genug: „Das wird der grösste Triumph meines Lebens sein, dass der Doktor Stekel mich nicht geheilt hat, mich nicht heilen konnte. Dass ich die Heilung Ihnen verdanke. . . .“

Die Brille half ihm einige Tage, aber bald kam der alte Zustand wieder. Er wollte auch seinem Hausarzte nicht den Triumph gönnen. Dann lernte er einen Masseur kennen, der ihm Heilung nach einigen Massagen versprach. Siehe da! Nach der dritten Sitzung konnte der Kranke wieder allein durch alle Strassen gehen. Er war geheilt. Er danke seine Heilung nur dem einfachen Masseur. Er rächte sich an allen seinen Ärzten.

Berücksichtigt man diese Eigenschaften der Analysierten, so wird uns manche Erscheinung verständlich. Verständlich die Erfolge, die in manchen Sanatorien bei Kranken erzielt werden, die eine analytische Kur hinter sich haben. So mancher Gegner der Psychoanalyse brüstet sich stolz, er habe in kurzer Zeit Fälle geheilt, welche die Psychoanalytiker nicht heilen konnten, trotz langer Mühe. Diese Menschen ernten nur, was wir gesät haben. Es wird uns verständlich, dass gewesene Patienten die grössten Gegner werden und uns wissenschaftlich und durch üble Nachrede bekämpfen. In dem Finale der Analyse verrät sich der Charakter des Analysierten. Ein edler Mensch wird sich nie zu diesen Schritten herablassen, trotz der Stimmen im Innern, die ihn dazu drängen Aber der sogenannte ekelhafte Kerl, wie wir ihn in der Psychoanalyse so oft begegnen, wird sich schliesslich als ekelhafter Kerl bewähren.

Andererseits werden wir begreifen, dass unsere Resultate de facto bessere sind als es den Anschein hat. Denn eine ganze Reihe Patienten gehen scheinbar ungeheilt fort, um dann nach kurzer Inkubation sich selbst zu heilen oder von einem anderen Arzte oder Kurpfuscher heilen zu lassen.

Fast alle Patienten fürchten das Ende der Behandlung. Ich will nun einige Kunstgriffe der Kranken enthüllen und zeigen, welche Diplomatie der Arzt aufbieten muss, um durch noch schlauere Kunstgriffe den Kranken zu besiegen.

Eine zirka schon ein halbes Jahr wegen Platzangst in meiner Behandlung stehende Dame soll die Kur beenden und nach Hause fahren. Sie konnte schon grössere Strecken anstandslos gehen und schätzte diesen Erfolg um so höher, als sie schon dreissig Jahre (!) krank war und während dieser Zeit selbst mit Begleitung nicht gehen und fahren konnte. Einige Tage vor der Abreise erlebte sie bei einem kleinen Spaziergang einen furchtbaren Angstanfall auf der Gasse. Sie kam ganz entsetzt zu mir und klagte mir ihr Leid. Wie solle sie jetzt wegfahren, wenn das Leiden wieder genau so beginne wie es eingesetzt habe? Sie können doch nicht nach Hause fahren, ehe sie ganz genesen sei Ich machte ihr klar, dass es sich nur darum handle, einen Vorwand zu schaffen, um länger in Wien zu bleiben und die Behandlung fortzusetzen. Sie produziere die Angst in der Tendenz, noch meine Hilfe zu bedürftig zu sein. In der nächsten Nacht träumte sie folgendes Bild:

Ich habe meiner Tante die alten Schuhe geschenkt und stand nun nackt ohne Schuhe da. Ich dachte, wie kannst du denn barfuss durch die Strassen gehen und hatte Angst, so ohne Schuhe durch die Strassen zu laufen

Die betreffende Tante ist schon lange gestorben. Sie war arm und hatte von der Träumerin manche milde Gabe erhalten. Vielleicht auch ein Paar Schuhe. Die Kranke berichtet, dass sie gerne barfuss gehe und sich in letzter Zeit öfter dabei ertappt habe, dass sie gerne barfuss hinausgehen möchte. Es zeigen sich deutlich Ansätze zu einem Fussfetischismus, wie er bei vielen an Gehstörungen leidenden Neurotikern zu finden ist. Die Erklärung dieses Traumes als Darstellung der Neurose ergibt aber folgenden Sinn. Die alten Schuhe waren sehr bequem und doch drückten sie sie. Ja am Rist hatte sie sie ganz aufgedrückt Die Schuhe waren das Symbol ihrer Neurose. Sie sollte nun die Neurose der toten Tante übergeben, d. h. zu den Toten werfen und versuchen, ohne Neurose zu leben. Sie hatte sich schon durch dreissig Jahre in die Neurose eingelebt. Die Krankheit drückte sie (Schuhdruck), aber sie war ihr ein sicherer Schutz gegen die bösen Gefahren der Welt Nun sollte sie ohne die Neurose (barfuss) durch die Welt gehen. Davor hatte sie Angst. Eine andere Determination führt über meinen Namen. Die Absätze werden hier Stökel genannt. Nun sprach sie in der letzten Zeit wiederholt davon, dass ihr die Stökel zu hoch seien. Sie brauche niedere Stökel. Lauter Anspielungen auf mich. Kurz, sie kann auch ohne mich, ohne meinen Schutz, ohne mein Zureden, ohne meine Imperative nicht leben. Der Traum zeigt auch eine Befreiungstendenz, wie viele letzte Träume der Geheilten. Ich werde zu den Toten geworfen.

Nun beginnt das Blindekuhspielen mit der Kranken. Sie will nicht gesund sein und will doch gesund sein. Überwiegt ihre Einstellung auf Trotz, so wird sie an der Platzangst festhalten . . . In diesem Falle kam noch die Schwierigkeit hinzu, sich von mir zu lösen. In solch einem Stadium muss man die Kraft haben aufzuhören und die Analyse abzubrechen, wenn die wichtigsten Motive der Angst dem Kranken bewusst geworden sind und er den Zusammenhang zwischen diesen Motiven und der Angst akzeptiert hat. Die Kranken gehen dann unbefriedigt nach Hause und fangen dann nach einer indifferenten Kur oder nach einer kurzen Zeit zu gehen an. Vor einigen Tagen traf ich die Dame, welche ich in „Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung“ Kapitel XXI der zweiten, XX der ersten Auflage als ungeheilt beschrieben habe. Sie hatte die Kur nur gebessert nach vier Wochen abgebrochen. Ich traf sie ganz allein auf dem Ring spazieren gehen, was ihr einst unmöglich war. Sie gab mir an, dass sich einige Zeit nach der Kur ohne jede andere Behandlung der Zustand allmählich zu bessern begann. Die Kranken fühlen sich in ihrer Neurose sicher. Einer meiner Patienten nannte sie seine „Gehschule“ Der Arzt ersetzt ihnen den Schutzbau der Neurose. Nun sollen sie lernen ohne Arzt und Neurose auszukommen. Das ist eine ungeheuer schwere Aufgabe für Menschen, denen jede Selbständigkeit fehlt

Nun zurück zu meiner Kranken, die nicht gehen wollte. Sie hatte die ganze Zeit über ihre Kräfte mit mir gemessen. Nun sollte sie die

Behandlung abbrechen und sich für überwunden erklären. Das ging über ihre Kraft.

Lernt man die geheime Struktur der Neurose kennen, so muss man Adler recht geben, der von einem fiktiven Leitziel und von gewissen Leitlinien spricht, die dem Kranken eine bestimmte Richtungslinie fürs Leben angeben. Ich habe nun gefunden, dass die fiktive Leitlinie in den Himmel und zur Seligkeit führt. Die ganze Neurose hatte bei dieser Frau den Zweck, sie vor den Abwegen zu schützen und ihr die ewige Seligkeit zu sichern. Sie fühlte sich zu schwach, den Pfad der Tugend zu wandeln, und so sicherte sie sich den Himmel durch die Platzangst. Was galten ihr die Freuden dieser Welt gegen die ewige Seligkeit? Ihre Leitlinie führte in den Himmel. (Adler meint zur „Gottähnlichkeit“.) Ich glaube, ihr ganzes Leben war eine Vorbereitung zur Prüfung vor Gott. Sie hoffte, dass alle Entbehrungen für sie sprechen und zu ihren Gunsten beurteilt werden. Dabei zeigte sie die Fiktion „der grossen historischen Mission“. Sie ist ein besonderes Wesen, eine Heilige, Gott müsse auf sie aufmerksam werden und sie besonders auszeichnen. Kurz, sie hüllte sich in ihre Neurose wie in einen warmen Pelz, der sie vor den Einflüssen der rauhen Aussenwelt schützen sollte. Sie wollte nicht mehr gehen Sie träumte unter anderen Träumen:

Ich soll ausgehen und freue mich sehr. Aber meine schöne, fein gestrickte Jacke fehlt mir. Deshalb bleibe ich zu Hause. Ich könnte mich sonst erkälten.

Die „fein gestrickte Jacke“ ist das Gespinst ihrer Neurose. Sie kann ohne Neurose nicht leben. Sie fürchtet, das schöne Feuer ihres Glaubens würde verlöschen Und sie wollte die Behandlung hinausschieben.

Ich nahm zu einer Kriegslist Zuflucht. Ich kündigte ihr die Behandlung. Sie werde in ihrer Heimat schon gehen können . . . Die empörte Dame wies darauf hin, dass andere an Platzangst leidende Kranke viel länger bei mir in Behandlung waren.

„Ja“ — erwiderte ich. „Da waren bessere Aussichten. Diese Damen sind schon nach einigen Wochen allein zu mir gekommen. Würden Sie allein kommen können, da hätte ich Aussichten, Sie zu heilen und würde Sie wahrscheinlich weiter behandeln. Denn die Platzangst ist nicht die Neurose, sondern nur ein sichtbares Symptom derselben . . .“

Nach drei Tagen kam die Kranke allein zu mir und geht heute standlos durch die Strassen Wiens.

Ich drängte auf baldigen Abbruch der Behandlung. Die Kranke weigerte sich, und wie es sich später zeigte, mit Recht. Sie hatte mir noch wichtige Dinge mitzuteilen. Sie hatte noch eine falsche Einstellung zu korrigieren. Sie wollte mich noch besiegen und mir meine Unfähigkeit beweisen. Sie brachte mir folgenden Traum:

„Ich schimpfe mit meiner Magd, weil sie die Küche nur zur Hälfte aufgeräumt hat. In der einen Hälfte ist Ordnung, in der anderen liegt noch sehr viel Schmutz herum.“

Diese Küche ist ein Symbol ihrer Seele oder wenn man will, ihres Gehirnes, in dem ihre Neurose „ausgekocht“ wird. Ich habe die Arbeit schlecht besorgt. Ich werde in diesem Traume zur Magd. Ich bin ihr bezahlter Diensthote. Sie befiehlt und ich habe zu gehorchen. Kurzum: Ihr Stolz verweigert es nicht, dass ich das Ende der Be-

handlung bestimmte. Sie wollte die Kur abbrechen, wann sie es für geraten hielt. Nur sie hatte das Recht, die Magd zu kündigen. Aber sie liess sich nicht kündigen. Nun brachte sie mir reichliches Material und behauptete immer, das habe sie mir schon erzählt. Wieder ein Kunstgriff, um mich herabzusetzen und über mich zu triumphieren. Derartige Behauptungen hört man von den Kranken wiederholt. Sie verschweigen die wichtigsten Phantasien und Vorkommnisse und behaupten dann dezidiert, sie hätten schon darüber gesprochen Oder sie sagen scheinheilig: Das habe ich Ihnen nicht gesagt? Ich glaube mich bestimmt zu erinnern, dass ich davon gesprochen habe.

Die Kranke teilte mir nur das wichtigste Material mit: Ihr Glaube an die Allmacht der Gedanken. Sie bringe den Leuten Unglück. Sie habe den Gedanken, sie sei ein besonderer Mensch. Es kommt jener Grössenwahn zutage, den Adler die Gottähnlichkeit, ich den „Glauben an die grosse historische Mission“ genannt habe. Ohne die Kenntnis Glauben an seine Unbesiegbarkeit und an seine Mission aufgeben. Gelingt es in der Psychoanalyse, den Kranken zu heilen, so hat er sich das erstmal von einem Menschen besiegen lassen. Er bescheidet sich mit der einfachen Rolle, die ihm zukommt. Unsere Kranke bestimmte dann das Ende der Behandlung. Sie habe plötzlich Sehnsucht nach Hause bekommen. Sie liess durchblicken, dass sie noch mancherlei auf dem Herzen habe. Schliesslich fügte sie sich und gab ihre letzten Phantasien preis. Phantasien, die sie während der ganzen Behandlung verschwiegen hatte. Sie bewiesen, dass sie immerwährend in dem Glauben lebte, durch ein heiliges Leben voller Entbehrung die Aufmerksamkeit höherer Mächte auf sich zu lenken. Die Traumen ihrer Jugend hatten auf sie wie ein Memento (Adler) gewirkt, die Bahn des Lasters zu verlassen und der Tugend zu leben. Ihr Ringen ging um die ewige Seligkeit. Deshalb konnte sie dreissig Jahre als Gefangene im Zimmer leben. Denn was bedeutet das kurze Leben gegen die Unendlichkeit der Ewigkeit? Ihre Leiden waren eine Vorbereitung zur höchsten Seligkeit und sollten ihr einen Platz im Himmel sichern. Im Himmel wollte sie dann über die Menschen triumphieren, welche auf der Erde dem Genusse lebten und ihr die irdischen Wonnen voraus hatten. Ihr Leben war eine Vorbereitung zu dem letzten Triumphe und die Angst sollte sie gegen die Sünde sichern.

Solche Heilungen kommen auch ohne Psychoanalyse zustande. Ich denke an den berühmten Fall der Schläferin von Oknö, die dreissig Jahre in einem Schlafzustand lag und dann plötzlich aufstand und die häuslichen Arbeiten verrichtete. Aber alle Leute kamen von weit und breit, um dies Wunder anzustaunen. Diese Kranke hatte sicher auf diesen historischen Moment vorgearbeitet. Ihr Leben war eine Vorbereitung für dieses grosse Wunder. . . . Auch meine Kranke wollte als ein Wunder angestaunt werden. Sie erzählte aller Welt, dass sie durch meine Behandlung nach dreissigjährigen Leiden geheilt worden sei, nachdem sie von 63 Ärzten vergeblich behandelt worden war.

Ich wollte sie in einer medizinischen Gesellschaft vorstellen. An diesem Tage bekam sie wieder Angst und konnte nicht zu mir allein kommen. Sie gönnte mir nicht den Triumph, denn am nächsten Tage ging sie wieder anstandslos durch die Strassen. Sie jonglierte mit ihrer Angst in geschicktester Weise, konnte durch sie die Familie beherrschen;

sie versuchte auch mich in ihren Dienst zu stellen. Als ihr das nicht gelang, gab sie die Angst auf, die nur an jenem Tage wieder kam, der meinen Triumph offenbaren sollte. Dabei gestand sie mir, es hätte ihr ein ungeheueres Vergnügen gemacht ein so seltener Fall zu sein und angestaunt zu werden. Aber plötzlich schoss es ihr durch den Kopf: Du willst kein besonderer Fall sein. Du bist ein einfacher aber ein gesunder Mensch.

Wir lernen aus diesem Falle die Quellen und Wege der Erfolge. Mit der Psychoanalyse hat uns Freud eine gewaltige Waffe in die Hand gegeben. Eine Waffe, die furchtbar verwunden kann, wenn sie ungeschickt angewendet wird, eine Waffe, die im Kampfe gegen die Neurose unschätzbare Dienste leisten kann. Wir werden aber viele unserer Anschauungen modifizieren müssen und uns hüten, die Methode nach den Erfolgen und Misserfolgen zu beurteilen. . . . In diesem Falle half die Psychoanalyse die Wurzeln des Schuldbewusstseins finden und wirkte im Sinne einer seelischen Entlastung. Aber eine Behandlung von vielen Monaten brachte kein Moment zutage, das der Kranken nicht bewusst gewesen war. Bei anderen Kranken ist es gewiss der Fall. Aber hier wurde nur die falsche Einstellung der Kranken korrigiert und es wurden ihr die Konflikte greifbar vor Augen geführt. Sie lernte über Verhältnisse reden und denken, über die sie vorher nicht reden und nicht denken wollte. Sie wollte davon nichts wissen. . . . Todeswünsche, kriminelle Regungen, ihr brutaler Egoismus, ihre Faulheit, ihr Neid und ihr grenzenloser Ehrgeiz wurden ihr bewusst. Aber sie war erst gesund, als sie den Glauben an ihr „besonderes Ich“ aufgegeben hatte. Sobald sie den Entschluss fasste, ein „einfacher Mensch“ zu sein, war die Aufgabe des Arztes zu Ende. Damit will ich nicht behaupten, dass alles, was wir bisher über die Rolle der Sexualität gelernt und gelehrt haben, zum alten Eisen geworfen werden könne. Auch in diesem Falle spielten die Inzestgedanken zum Bruder, ihre starke Homosexualität eine grosse Rolle. Aber die Verwendung dieser Regungen in der Dynamik der Neurose muss entschieden von einer höheren Warte aus betrachtet und in der Art zusammengefasst werden, wie es Adler in seinem Buche „Der nervöse Charakter“ (J. F. Bergmann, 1912) versucht und durchgeführt hat. Erst das „fiktive Leitziel“ und die Kenntnis der „Leitlinien“ gestattet uns, in das Gewirre neurotischer Symptome Ordnung zu bringen. Es ergibt sich als wichtigste Aufgabe der Psychoanalyse, den Widerstand des Kranken gegen seine Heilung aufzudecken und ihn davon zu überzeugen, dass er nicht gesund werden will, weil er auf sein geheimes Lebensziel nicht verzichten will.

Das nächste Mal will ich dann andere Varianten des psychoanalytischen Finales vorbringen. Ich beschliesse diese Ausführungen mit einem Zitate aus den Gedanken von Otto Ludwig. Der Dichter weiss, was wir so nicht gewusst haben. Der Glaube an die eigene grosse historische Mission muss in Brüche gehen, wenn die Realität gewürdigt werden soll. Schliesslich laufen alle psychoanalytischen Wege in den einen: Den Kranken mit der Nüchternheit der Realität zu versöhnen. Dies drückt Ludwig wunderschön aus¹⁾:

1) Gedanken Otto Ludwigs. Aus seinem Nachlass, herausgegeben von Cordelia Ludwig. (Leipzig, Eugen Diederichs, 1903.)

„Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhabene Verachtung, mit der er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von anderen, nicht weil er es selbst leistet, — nein — weil er es sich nur zutraut.

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus, und als sein Gegensatz aus ihm geboren, kommt, ist die grosse Ausbildungs-krankheit unseres inneren Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserem eingebildeten Werte verzweifeln, um unseres wirklichen gewiss zu werden. Was der Mensch vorher von anderen verlangt, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könnte, das wird er nun leisten, ohne es von anderen zu verlangen.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Grössten, für etwas ruhmlos zu leben.“

Auf dieses Endziel muss der Psychoanalytiker vom ersten Tage an lossteuern. Wer dies Geheimnis gelernt hat, der hat den Schlüssel zu den grössten Erfolgen in den Händen. (Schluss folgt.)

III.

Wandlungen in der Freud'schen Schule.

Von Dr. Carl Furtmüller, Wien.

Auf dem III. Psychoanalytischen Kongress, der im September 1911 in Weimar stattfand, hat C. G. Jung als Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung eine eigenartige Erklärung abgegeben. Er mahnte die Mitglieder zu „zähem Festhalten an den einmal gewonnenen Prinzipien“ und warnte sie vor „umstürzenden und unberechtigten Veränderungen“. Von der offiziellen Lehre abweichende wissenschaftliche Bemühungen wurden als „wilde“ Psychoanalyse gebrandmarkt. Es wurde als Aufgabe des Vereines bezeichnet, solche Bestrebungen „zu desavouieren und bei sich nicht zu dulden“ und den Ortsgruppen wurde es ausdrücklich zur Pflicht gemacht, auf ihre Mitglieder in diesem Sinne einzuwirken¹⁾. So stellte diese Erklärung einen Versuch dar, eine organisierte Freud'sche Orthodoxie zu konstituieren. Ein solches Unternehmen schien nicht nur mit dem Wesen wissenschaftlicher Forschung in Widerspruch zu stehen, es musste sich auch von allem Anfang an die Vermutung aufdrängen, dass es auf die Dauer kaum durchführbar sein werde.

Die tatsächliche Entwicklung hat diese Vermutungen weit überholt. Ein Jahr ist erst seit jener Erklärung verflossen und schon hat sie nur mehr historischen Wert. Wer die jüngsten Veröffentlichungen des Freudkreises aufmerksam verfolgt, dem kann es nicht verborgen bleiben, dass sich das geforderte „zähe Festhalten“, was die gefährdeten Punkte des Freud'schen Systems anlangt, nur auf einige charakteristische Termini erstreckt, nicht aber auf ihren Inhalt. Was man festlegen wollte, ist wieder in Fluss und lebhaftere Bewegung gekommen. Und der jene Erklärung abgegeben hat, nimmt unter den Neuerern eine führende Rolle ein. Diese Wandlung, die sich so gewissermassen gegen den Willen der Beteiligten vollzogen hat, scheint mir ein starker Hinweis darauf, dass wichtige Teile des Freud'schen Lehrgebäudes einen Umbau gebieterisch erfordern; so gebieterisch, dass es mich zweifelhaft dünkt, ob Freud selbst sich auf die Dauer dem Zuge, der durch seine Schule geht, wird entziehen können. Diese ganze Evolution ist wohl wichtig genug, um eine Darstellung und kritische Würdigung einiger ihrer charakteristischsten Erscheinungen zu rechtfertigen.

Den Psychoanalytiker, der ja gewohnt ist, Gegensätze unmittelbar nebeneinander wohnend zu finden, kann es nicht wundernehmen, dass

¹⁾ Vgl. den Kongressbericht. Zentralblatt für Psychoanalyse, 2. Jahrgang, Heft 4, S. 234.

gerade auf jenem Weimarer Kongress sich auch die neue Richtung, zwar nicht scharf ausgesprochen, so doch recht deutlich kundgab. Ich rede hier von dem zweifellos bedeutsamsten Vortrage, der auf jenem Kongress gehalten wurde, von Professor James J. Putnam's Ausführungen „Über die Bedeutung der Philosophie für die weitere Entwicklung der Psychoanalyse“¹⁾. Putnam steht auf dem Boden einer spiritualistischen Metaphysik und er geht so weit zu verlangen, dass die Psychologie als Erfahrungswissenschaft solche metaphysische Voraussetzungen zu ihrem Fundament mache. Darin vermag ich ihm ebensowenig zu folgen wie wohl die allermeisten Psychoanalytiker. Aber scheint mir auch der Weg, den er anzeigt, nicht gangbar, so erfasst er doch scharfsichtig das Problem, um das es sich handelt, und erkennt treffsicher den toten Punkt, an dem die Forschungsarbeit der Freud'schule stecken zu bleiben droht. Bei aller warmen Bewunderung für die wissenschaftliche Leistung Freud's und trotz wiederholter geflissentlicher Betonung, dass er die Lehren der Freud'schule völlig akzeptiere, verschweigt er doch nicht, dass ihm die bisherige Arbeitsweise gerade dort zu versagen scheine, wo es sich darum handle, das Verständnis der komplizierteren psychischen Gebilde und der kulturell wertvollsten Erscheinungen zu vermitteln; er unterlässt auch nicht anzudeuten, dass der Freud'schule die Gefahr einer gewissen Mechanisierung des Wissenschaftsbetriebes drohe. So spricht sich bei Vermeidung jeder Polemik in dem ganzen Vortrage doch der Drang aus, über das Bestehende hinauszugehen. Epigrammatisch hat das Putnam in den Sätzen zusammengefasst, mit denen er seine Ausführungen schliesst: „Mit Recht rühmen wir uns, die Bedeutung des Kirchturms, als Symbol betrachtet, von einer Seite eingehend beleuchtet zu haben. Es obliegt uns jetzt als wichtige Aufgabe, die anderen Bedeutungen mit gleicher Genauigkeit verstehen zu lernen.“

Wie weit diese Entfernung von der Freud'schen Basis, die hier mehr als Tendenz zu spüren ist, unterdessen gediehen ist, sieht man vielleicht am besten aus einer Arbeit F. Riklin's²⁾, gerade weil diese Arbeit nicht neue Forschungsergebnisse vermitteln, sondern nur der Psychoanalyse fernstehende Ärzte über einzelne Probleme derselben aufklären will. Auch hier ist jede Polemik mit Freud vermieden, den Eingeweihten aber muss es überraschen, in wie vielen und wichtigen Punkten sich Riklin von Freud entfernt. Die Lehre vom sexuellen Trauma in der Kindheit als Wurzel der Neurose ist ja freilich von Freud selbst schon verlassen. Immerhin muss es auffallen, mit welcher besonderer Schärfe sich Riklin gegen sie kehrt. Jedenfalls aber müsste man dann erwarten, dass er als korrekter Freudianer auf die sexuelle Konstitution als für die Ätiologie der Neurose massgebend hinweist. Statt dessen rückt er den Aktualkonflikt in den Vordergrund, von dem uns Freud immer gelehrt hat, dass er bei den Psychoneurosen nur als auslösendes, nicht als eigentlich verursachendes Moment eine Rolle spiele. Die Sexualität erscheint nur mehr als eine Teilfunktion der Libido, die sexuellen Phantasien sind ihm in vielen Fällen nur mehr „archaische Bilder“ zur Darstellung „anderer, komplizierterer Probleme des Wünschens

1) Veröffentlicht in der „Imago“, 1. Jahrg., 2. Heft, Mai 1912.

2) F. Riklin „Über Psychoanalyse“. Korrespondenzblatt f. Schweizer Ärzte, 42. Jahrg., Nr. 27, 20. September 1912.

und Begehrens“. Und auch in der Traumtheorie finden wir Freud gegenüber zumindest eine Verschiebung. Denn nicht mehr auf die Wunsch-erfüllung wird der Nachdruck gelegt, sondern darauf, dass der Traum „Aufschluss gibt über die Versuche und Überlegungen, welche in der Traumphantasie gemacht werden, Vorproben der Entschlüsse und Handlungen, welche in nächster Zeit möglich und wahrscheinlich sind“. In all diesen Punkten steht Riklin unter dem Einfluss der weiter unten zu behandelnden Arbeit Jung's und der Forschungen Alfred Adler's, wobei nicht immer zu entscheiden ist, ob dieser letztere Einfluss unmittelbar oder durch Jung vermittelt ist.

Die Unbestimmtheit und Dehnbarkeit mancher Freud'scher Begriffe bringt es jedoch mit sich, dass man sich mit keiner der Freud'schen Formulierungen in ausdrücklichen Widerspruch zu setzen braucht und sich doch recht weit entfernen kann nicht nur von dem Sinn der Freud'schen Lehre, sondern von dem tieferen Geist der Psychoanalyse überhaupt. Dies scheint mir der Fall zu sein bei Pfarrer Pfister und den Schülern, die sich jetzt um ihn zu sammeln beginnen. Gewiss haben wir alle mit grosser Sympathie den Mut und die Tatkraft beobachtet, mit der er unter seinen Berufsgenossen für die Psychoanalyse eingetreten ist und jede seiner Arbeiten zeigt uns von neuem, wie ein ethisch und intellektuell gleich hochstehender Mann sich bemüht, sich in der Psychoanalyse ein Werkzeug für seine schwierige und von ihm auf ein so hohes Niveau gerückte Aufgabe zu schmieden. Aber es ist klar, dass sich zwei so wesens-verschiedene Geistesrichtungen, wie es die Psychoanalyse und christliche Theologie und Seelsorge, möge man diese auch noch so modern auffassen, im tiefsten Grunde sind, doch nur vereinigen lassen, wenn auf beiden Seiten nachgegeben wird. Dieses Nachgeben nun wurde Pfister durch zwei Punkte des Freud'schen Systems ermöglicht. Das eine Moment ist die Unbestimmtheit des Terminus Libido, der für Freud Liebe bedeutet, wobei es freigestellt bleibt, von Fall zu Fall diese Liebe mehr im Sinne Frank Wedekind's oder des heiligen Johannes zu verstehen. Bei Pfister spricht natürlich, wo die Libido aufbauend wirkt, immer der heilige Johannes. Das zweite ist die Sublimierung, die Freud als Vorgang beschrieben, beziehungsweise supponiert hat, die aber Pfister zu einer Forderung der Kur erhebt. Auf diese Art muss die Psychoanalyse freilich viel von ihren Schrecken, aber auch von ihrer Tiefe verlieren. Damit hängt es zweifellos zusammen, dass man bei den kasuistischen Veröffentlichungen Pfisters so oft davon überrascht wird, wie vergleichsweise glatt und einfach alles geht. Bedeutet sonst die psychoanalytische Kur eine Aufrollung und Umwälzung des ganzen inneren Menschen, so wird man hier manchmal an eine Automobilreparatur auf offener Strecke erinnert. Hier wird eine Schraube angezogen, dort eine Mutter gelockert und die Fahrt kann weitergehen. So entsteht eine neue Spielart, eine Art „gemässigter Psychoanalyse“. Dieser Eindruck wird besonders deutlich bei der Lektüre der Voten, mit denen in der Züricher Psychoanalytischen Vereinigung eine Diskussion über Psychoanalyse und Pädagogik eingeleitet wurde¹⁾. Es kann uns dann gar nicht mehr so wundern, dass Dr. Ernst Schneider, der Direktor des Oberseminars

¹⁾ Veröffentlicht in den neuerdings unter Pfister's Mitredaktion stehenden „Berner Seminarblättern“, VI. Jahrg., 10.—12. Heft.

in Bern, wie er in der Diskussion mitteilt, in der Lage war, im Psychologieunterricht nicht allein psychoanalytische Probleme zu behandeln, sondern sogar mit den Schülern kleine Psychoanalysen anzustellen und Märchen analytisch zu erklären.

Berechtigt das bisher Angeführte, von einem Abbröckelungsprozess innerhalb der Freud'schen Schule zu sprechen, so geht der Mann, der vor einem Jahre die Freud'sche Theorie als einen rocher de bronze stabilisieren wollte, gleich mit der Spitzhacke auf diesen Felsen los. Jung's Arbeit „Wandlungen und Symbole der Libido“ ist in zwei Teilen erschienen, der zweite Teil ein Jahr nach dem ersten¹⁾. Während dieses Jahres haben sich offenbar in Jung's Geist jene Wandlungen der Libido vollzogen, die ihn dazu geführt haben, eine ganz neue Libidotheorie aufzubauen. Er sagt uns zwar, dass er seinen neuen Libidobegriff schon im ersten Teil „subreptive“ verwertet habe. Die Nachprüfung ergibt aber nur, dass im ersten Teil von der Libido in so unbestimmter Weise geredet wird, dass sich alles Mögliche darunter denken lässt; ja, wenn einmal (Jahrbuch, 3. Bd., S. 208) der Phallus als Ursprungsort der Libido bezeichnet wird, so lässt sich das, wie man sehen wird, von Jung's neuem Standpunkte aus auch metaphorisch kaum rechtfertigen.

Die Jung'sche Arbeit stellt sich ihrer Anlage nach dar als eine Analyse dreier hypnagogischer Dichtungen, die Miss Frank Miller veröffentlicht hat²⁾. Der erste Teil behandelt die beiden ersten Dichtungen (Gloire à dieu, poème onirique. The moth to the sun), der zweite das „hypnagogische Drama“ Chiwantopel. Aber schon eine Übersicht über die Kapitelüberschriften zeigt, wie weit Jung bei seiner Arbeit, besonders in ihrem zweiten Teil, über seinen Ausgangspunkt hinausgeführt worden ist³⁾. Die Deutung erfolgt durch Symbolik unter Heranziehung eines überaus reichhaltigen mythen- und religionsgeschichtlichen Materials; dabei reiht sich meist Detail an Detail, ohne dass das Gerippe der Untersuchung genügend hervorgehoben wurde. Hineinverschlungen sind einerseits ausführliche theoretische Erörterungen, andererseits ausgedehnte Exkurse (so Analysen von Longfellow's Epos The song of Hiawatha, einer Anzahl Hölderlin'scher Gedichte, der Siegfriedsage). Eine Zusammenfassung der Deutungsergebnisse, überhaupt eine zusammenfassende Darstellung des Ganges der Untersuchung fehlen. Sehr erschwert wird das Studium dieser über fünfhundert Seiten starken Arbeit mit ihrer verwirrenden Fülle von Details, von Zitaten und Namen durch das Fehlen eines Registers, ja selbst eines Inhaltverzeichnisses. Eine klare Übersicht über die Arbeit in ihrer Gesamtheit zu geben, ist daher fast unmöglich. Im Mittelpunkt des Ganzen steht der Mythos von der Nachtmeerfahrt des Sonnengöttes und seine Deutung. Der Gott, der Held, ist eine Exteriorisation unserer

¹⁾ Jahrbuch f. psychoanalyt. und psychopathol. Forschungen, III. Bd. (1911), S. 120—227; IV. Bd. (1912), S. 162—464.

²⁾ Quelques faits d'imagination créatrice subconsciente. Archives de Psychologie, V. Bd. 1906.

³⁾ I. Teil. 1. Einleitung. 2. Über die zwei Arten des Denkens. 3. Vorbereitende Materialien zur Analyse der Miller'schen Phantasien. 4. Der Schöpferhymnus. 5. Das Lied von der Motte. — II. Teil. 1. Einleitung. 2. Über den Begriff und die genetische Theorie der Libido. 3. Die Verlagerung der Libido als mögliche Quelle der primitiven menschlichen Erfindungen. 4. Die unbewusste Entstehung des Heros. 5. Symbole der Mutter und der Wiedergeburt. 6. Der Kampf um die Befreiung von der Mutter. 7. Das Opfer.

Libido. Er darf, was uns verwehrt ist, er darf den Inzest begehen. Bedeutsam aber ist die Tendenz des Inzestes: der Held geht in die Mutter ein, um aus ihr wiedergeboren zu werden. Auf die Überwindung der Mutter, auf das Loskommen vom Inzest fällt schliesslich das Hauptgewicht.

Die formellen Mängel des Werkes stehen wohl damit in Zusammenhang, dass sich soviel Gärendes, Unausgeglichenes, Widerspruchvolles in seinem Inhalte findet. Bezeichnend dafür ist folgendes: Die äussersten Extreme innerhalb der Freud'schen Schule werden gebildet durch Pfister einerseits und Sadger andererseits; bei Jung fühlt man sich bald an den einen, bald an den anderen erinnert. An Pfister gemahnt der starke christliche Einschlag. Schon im ersten Teil der Arbeit musste es auffallen, dass er die Strömungen extremer Sexualverdrängung im Frühchristentum für heilsam und notwendig erklärt hatte¹⁾. Im zweiten Teil aber lesen sich manche Seiten wie Vorarbeiten zu einem psychoanalytischen Erbauungsbuche. Ja er ruft geradezu die Gefahr von Prioritätsstreitigkeiten hervor, indem er uns Christus als ersten Psychoanalytiker vorführt. Man lese nur, was er über das Gespräch zwischen Christus und Nikodemus zu sagen hat und wie er schliesslich Christus in der ersten Person reden lässt: „Du sollst an den inzestuösen Wunsch deiner Wiedergeburt denken, jedoch sollst du usw.“ (Jahrb., 4. Bd., S. 268—270). Nahe bei Sadger fühlen wir uns dagegen, wenn er uns von einer Patientin erzählt, die sich zu seinem Empfang vom Kopf bis zu den Füßen mit Kot eingeschmiert hat, und in dieser Handlung eine infantile Begrüssungszeremonie und Liebeserklärung erkennt. (Jahrb., 4. Bd., S. 233 f.)

Mit Stekel wieder verbindet Jung die reichliche Ausnutzung der Symbolik unter Verzicht auf individuelles Material. Allerdings sucht er es durch überaus zahlreiche mythologische Parallelen zu ersetzen. In diesen Partien der Abhandlung steckt der Ertrag einer äusserst fleissigen und mühevollen Sammelarbeit und hier sind wir Jung für manche geistreiche Deutung, für manches interessante Schlaglicht, für die Aufdeckung mancher unvermuteten Beziehung dankbar. Inwiefern er dabei dem Postulat kritischer Vorsicht gerecht geworden ist, könnte nur ein genauer Kenner der mythen- und religionsgeschichtlichen Forschung beurteilen. Etwas misstrauisch wird man freilich, wenn man ihn bei Streifzügen in andere Wissenschaften beobachtet und sieht, wie ihn dabei die vollendete Sicherheit seines Auftretens nicht hindert, sich eine Blösse um die andere zu geben.

Nur streifen will ich hier, dass er es sehr liebt, sich philosophischer Termini zu bedienen und seine Ausführungen mit philosophischen Wendungen und Ausblicken zu schmücken, dass ihm aber dabei Dinge unterlaufen, die für den philosophisch Geschulten einer Kritik überhaupt nicht bedürfen²⁾. Von weit grösserem Einfluss auf die Beurteilung der Jung-

1) Vgl. meine Schrift „Psychoanalyse und Ethik“, München 1912, S. 32.

2) Ich zitiere daher ein paar Beispiele ohne Kommentar. Jahrbuch, 4. Band, S. 171: „Eine erkenntnistheoretische Korrektur des Satzes von der Erhaltung der Energie könnte bemerken, dass dieses Bild [nämlich der Satz von der Erhaltung der Energie] die Projektion einer endopsychischen Wahrnehmung der äquivalenten Libidouwandlungen sei“. S. 441. „Insofern die Welt und alles Seiende ein Gedachtes . . . ist (dem wir auf dem Weg empirischer Nötigung auch eine transzendente „Substantialität“ zuerkennen) . . . (Die Sperungen rühren von mir her.)“

schen Arbeitsweise muss aber sein Verhalten zur Sprachwissenschaft sein. Er hat eine besondere Vorliebe dafür, Hilfstruppen aus der Etymologie heranzuziehen; auf diesem Gebiete fliegen ihm die Belege nur so zu — weil er eben durch keinerlei methodologische Bedenken gehindert ist. Mit welcher ahnungsloser, aber gar nicht anspruchsloser Naivität Jung mit linguistischem Material umgeht, dafür seien aus dem reichen Vorrat zwei Beispiele herausgegriffen, die auch für den Nichtphilologen schlagend sein dürften. Nachdem er im *Nachtmarr*, wie natürlich auch im *Meer*, ein Muttersymbol nachzuweisen versucht hat, wendet er sich der Etymologie von *Mar* zu und da stellt er fest, dass im französischen *mère* eine starke lautliche Annäherung stattfindet zwischen *Mutter* und *Mar*. Ganz korrekt stellt er zunächst fest, dass das etymologisch allerdings nichts beweise. Aber schon zwölf Zeilen weiter beginnt ihm diese nüchterne Zurückhaltung leid zu tun. „Der klangliche, etymologisch zufällige Gleichklang von *mar*, *mère* mit *Meer* und lateinisch *mare* ist merkwürdig. Sollte es vielleicht zurückweisen¹⁾ auf das „grosse, urtümliche Bild“ der Mutter?“ (Jahrb., 4. Bd., S. 296.) Nur schade, dass Jung das ebenfalls gleichlautende *maire* Gemeindevorsteher nicht herangezogen hat. Welch ungeahnte Ausblicke hätten sich da ergeben! Solche unkritische Spielereien versetzen uns in die Vorgeschichte der Wissenschaften zurück. Nicht besser steht es um den zweiten Fall. Er sucht die Bäume als bisexuelles Symbol zu erweisen; und diesen bisexuellen Symbolcharakter findet er nun „angedeutet durch die Tatsache, dass im Lateinischen die Bäume männliche Endung und weibliches Geschlecht haben!“ (Jahrb., 4. Bd., S. 264.) Niemand wird von einem Manne, den sein Doppelberuf als Arzt und Psycholog vor ein unerschöpfliches Arbeitsgebiet stellt, verlangen, dass er ausserdem noch historische Grammatik studiere. Aber dann dilettiere er auch nicht in einer Wissenschaft, zu der ihm die elementarsten Voraussetzungen fehlen.

Jungs Interesse für das Christentum führt ihn auch auf historisches Gebiet. Er will psychologisch erklären, warum das Christentum einer tiefen Notwendigkeit der Zeit entsprang, und zeigen, dass es für jene Zeit wirklich eine Erlösung darstellte. Aber auch da macht er es sich sehr bequem und geht von Vulgärmeinungen aus, die wissenschaftlich längst aufgegeben sind. Für ihn zerfällt die Gesellschaft der Spätantike in faulenzende Herren und nichtstuende Sklaven; für ihn hatte das Altertum die Bedeutung der Arbeitspflicht und der Pflichtarbeit noch nicht erkannt. Ja, wenn ich ihn recht verstehe, ist die antike Welt eigentlich an der Faulheit, „die aller Laster Anfang ist“, zugrunde gegangen. Dass dabei die Zerstörung der Sklaverei dem Christentum zugeschrieben wird, ist selbstverständlich. (Jahrb., 4. Bd., S. 270, 440.) So mutet alles, was er im einzelnen über diese Entwicklung sagt, merkwürdig schief an, die allgemeine Formel freilich, „Sublimierung der inzestuösen Libido“, lässt sich, wenn man einmal in Freud'scher Terminologie sprechen will, auf jede beliebige historische Bewegung, die man für kulturell wertvoll hält, anwenden.

Es wird jetzt vielleicht nicht mehr wundernehmen, dass Jung sich mit besonderer Vorliebe ins Dunkel der Urgeschichte der Menschheit

1) Von mir gesperrt.

begibt¹⁾. Im Mittelpunkt steht da für ihn seine Theorie von der Erfindung der Feuerbereitung. Wir erfahren von ihm, dass der primitive Mensch für den verpönten inzestuösen Koitus Ersatz in der Onanie gesucht habe und für diese Onanie wieder darin, dass er mit einem Holzstücke in einem durchlochtem Holze rhythmische Bohrbewegungen ausführte. Da dieser symbolische Akt natürlich nie zu wirklicher Befriedigung führen konnte, wurde er sehr lange und hartnäckig fortgesetzt, einmal so lange, bis das Holz in Flammen stand. Und so war die Feuerbereitung für die Menschheit entdeckt. Zunächst führt Jung diese Auffassung zwar nur bescheiden als Vermutung ein, aber indem er sie ausspricht, gewinnt er zu ihr Vertrauen, so viel Vertrauen, dass er sie gleich zum Stützpunkt einer weitgehenden Generalisation macht. „In derselben Weise sind wohl²⁾ auch andere primitive Entdeckungen zu ihrer Sexuelsymbolik gekommen; sie stammen eben²⁾ aus Sexuallibido ab.“ (Jahrb., 4. Bd., S. 212.) Solche genaue Angaben über das Seelenleben und die Kulturentwicklung der primitiven Völker werden Jung dadurch ermöglicht, dass er auf gewisse Analogien zwischen den Phantasiegebilden der Psychotiker und den Mythen der Vorzeit besonders Gewicht legt und das Schlagwort vom „archaischen Denken“ des Geisteskranken prägt. Daraus leitet er dann umgekehrt das Recht ab, aus Erscheinungen, die er an Patienten beobachtet hat, auf das normale Seelenleben der Urzeit Schlüsse zu ziehen. Wie gefährlich dieses Schlagwort ist, wird Jung vielleicht aus der Art ersehen, in der andere es verwenden. Schreibt doch Ferenczi (dieses Zentralblatt, 2. Bd., 12. Heft, S. 649): „Man kann die seit undenklichen Zeiten so hartnäckig verteidigte Lehre von der Seelenwanderung als mythologische Projektion der sich immer bestimmter aufdrängenden Erkenntnis auffassen, dass die menschliche Seele unbewusste Erinnerungsspuren der phylogenen Entwicklung beherbergt²⁾.“ Gibt es denn wirklich keine Phantasterei, die nicht die Flagge der psychoanalytischen Wissenschaft zu missbrauchen wagt?

Nachdem wir so Jung's Streifzügen durch fremde Wissenschaften gefolgt sind, freuen wir uns, wieder auf den heimischen Boden der Psychoanalyse zurückkehren zu können. So interessant und geistreich die Deutungsarbeit Jung's in vielem Einzelnen ist, so wären ihr doch in ihrer Gesamtheit zwei methodische Bedenken entgegenzustellen, die sich gegen jede radikale und ausschliessliche Benützung der Symbolik erheben. Eine solche Arbeitsweise kann zweier meiner Ansicht nach unhaltbarer Voraussetzungen nicht entbehren. Einmal muss sie die Ubiquität des Symbols annehmen, d. h. sobald man die symbolische Verwendung einer Vorstellung in einem oder mehreren Fällen nachgewiesen hat, muss man, wann und wo immer man diese Vorstellung wieder vorfindet, auch ihre Symbolbedeutung wieder postulieren. Dann aber muss sie sich auf den Standpunkt der absoluten Umkehrbarkeit des Symbols stellen. Ein Beispiel möge das erläutern. Jung bespricht die Fruchtbarkeitszauber, die darin bestehen, dass auf dem Acker eine Zeremonie von deutlicher Koitussymbolik aufgeführt wird. Was man hier als gegeben vorfindet, ist also, dass die Bearbeitung des Bodens unter dem Bild des Koitus dargestellt wird. Vom Ackerbau wird ausgegangen und

1) Siehe vor allem das 3. Kapitel des 2. Teils. (Jahrbuch. 4. Bd. S. 186—216.)

2) Von mir gesperrt.

zur Darstellung wird der Geschlechtsakt verwendet. Jung aber kehrt das Verhältnis sofort um und schliesst, dass der Ackerbauer seine Tätigkeit als Darstellung des Geschlechtsakts auffasse und zwar nicht nur gelegentlich, sondern so intensiv und dauernd, dass dadurch Kräfte der Sexualität auf den Ackerbau übergeführt werden. „Das Symbol leitet Sexuellibido über auf die Bebauung und Befruchtung der Erde.“ (Jahrb., 4. Bd., S. 196.) Merkwürdig ist übrigens auch, wie gerade durch das ständige Spüren nach bestimmten Symbolbrücken der Blick für sehr nahe liegende Zusammenhänge getrübt wird. So wird Jung die Versinnbildlichung des Windes durch dahinstürmende Pferde nur dadurch verständlich, dass er das Libidosymbol als tertium comparationis auffasst. (Jahrb., 4. Bd., S. 320.) Und um sich die Darstellung des Zeitablaufs durch das Unter- und Aufgehen der Sonne zu erklären, benötigt er auch das Absterben und die Wiedererneuerung der Libido als Mittelglied. (Jahrb., 4. Bd., S. 322.)

Im übrigen bestätigt Jung's Arbeit neuerdings, dass die Symboldeutung, angesichts der mannigfaltigen Möglichkeiten, die sie eröffnet, nur dann zu eindeutigen Resultaten führen kann, wenn die Deutungen in einen gegebenen festen Rahmen eingefügt werden können, sei es in den Zusammenhang eines individuellen Lebens, sei es in den einer psychologischen Theorie. Das erste war hier ausgeschlossen, da ja über die Persönlichkeit Miss Miller's nur sehr Spärliches gegeben war, und so empfangen Jung's Deutungen ihre Stützung und ihre Direktive von Jung's neuer Libidotheorie. Dies ist der wahre Sachverhalt, nicht etwa, dass, wie Jung vielleicht meint, seine Deutungen die Grundlage seiner Theorie bilden könnten.

So bildet also die Libidotheorie den Angelpunkt der ganzen Arbeit. Was hat ihn nun zu ihrer Aufstellung veranlasst? Weshalb kann er mit den Freud'schen Anschauungen nicht mehr sein Auslangen finden? Jung meint, dass sie zwar vorzüglich geeignet seien, die Übertragungsneurosen zu erklären, dass es aber unmöglich sei, mit ihnen den Mechanismus der Introversionspsychosen zu verstehen. Denn die Introversion der Sexuellibido führe zum Autoerotismus, die völlige Abkehr von der Wirklichkeit, das Schwinden der Realitätsfunktion beim Dementen aber mache sie nicht verständig. Zwar habe Freud in seiner Analyse Schreber's¹⁾ den Versuch gemacht, auch die Realitätsfunktion als Leistung der Sexualität aufzufassen, aber dass die normale „fonction du réel“ nur durch „libidinöse Zuschüsse“ oder „erotisches Interesse“ erhalten würde, sei wohl kaum anzunehmen.

So steht also Jung, an einem einzelnen Punkte wenigstens, vor der klaren Erkenntnis, dass die Freud'sche Libidotheorie nicht vollbringen könne, was sie sich vorgesetzt hat: Die einheitliche Erklärung der seelischen Zusammenhänge, und vor allem der psychischen Erkrankungen. Die wissenschaftliche Konsequenz hätte erfordert, ein wissenschaftliches Instrument, das in einem so wichtigen Falle seine Leistung versagt, in allen seinen Teilen sorgfältig zu überprüfen, und so hätte Jung jetzt zu einer eingehenden und besonnenen Kritik der Freud'schen Libidotheorie schreiten müssen. Da hätte er das Stück Weg, das Freud in falscher Richtung gewandert war, zurückgehen und schliesslich die rechte

1) Jahrbuch, III. Bd.

Fährte finden können. Statt dessen aber macht er sich daran, Freud gerade dort, wo er geirrt hat, noch zu überbieten und den schon bis zum Platzen gespannten Begriff der Libido noch weiter zu dehnen.

An Stelle von Freud's deskriptiver setzt er eine genetische Libidotheorie. Phylogenetisch könne man allerdings fast alle kulturellen Leistungen des Menschen als Abspaltungen des Propagationstriebs begreifen. Aber ein solcher entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhang habe nichts zu tun mit aktueller Sexualität. „Wenn schon über die sexuelle Herkunft der Musik kein Zweifel obwalten kann, so wäre es eine wert- und geschmacklose Verallgemeinerung, wenn man Musik unter der Kategorie der Sexualität begreifen wollte. Eine derartige Terminologie würde dazu führen, den Kölner Dom bei der Mineralogie abzuhandeln, weil er auch aus Steinen besteht.“ (Jahrb., 4. Bd., S. 177.) Nur in diesem entwicklungsgeschichtlichen Sinne könne man vielleicht sagen, dass die Wirklichkeitsfunktion, wenigstens zu einem grossen Teile, sexueller Provenienz sei.

Aber damit ist die Umgestaltung des Freud'schen Libidobegriffs noch lange nicht zu Ende. Freud hatte der Libido die Ichtriebe entgegengesetzt, Jung nimmt sie in die Libido auf. Neben die Sexuallibido tritt die Hungerlibido und diese geht jener in der Entwicklung des Individuums voran. Jung spricht von einer vorsexuellen Entwicklungsstufe, einer Art „Puppenstadium“, die bis zum 3.—5. Lebensjahr reiche. Freud's Lehre von der Sexualität des Säuglings, vom sexuellen Charakter des Lutschens, vom sexuellen Orgasmus des Kindes an der Mutterbrust, war in manchen Kreisen so populär geworden, dass jeder Zweifel daran nur belächelt wurde. Jung betont demgegenüber, dass die Freude am Lutschen und an rhythmischen Bewegungen nicht ursprünglich sexuell sei.

Bei Freud hatte die Sexualität, als sie sah, zu welch hohen und mannigfaltigen Aufgaben sie berufen sei, geglaubt, sich mit einem neuen und klingenden Namen schmücken zu müssen; und so hielt der Terminus Libido seinen Einzug. Aber der Sexualität scheint es mit der Libido gehen zu wollen wie dem Maulwurf mit dem Igel. Dieses Geschöpf ihrer Gnade macht sich jetzt breit und sie wird bald froh sein müssen, wenn man ihr ein bescheidenes Eckchen gönnt. Denn nicht nur, dass die Libido jetzt erst allmählich sexuell wird; kaum sexualisiert, droht ihr schon wieder die Desexualisierung, die sich bei der ontogenetischen Entwicklung analog vollzieht wie bei der phylogenetischen. Und kein Ausweg ist aus diesem Drang, auch die Regression kann keine Rettung bringen, denn in ihr strömt ja die Libido wieder dem Ausgangspunkt der Entwicklung, dem Puppenstadium, zu. Nur weil die Libido bei diesem Rückströmen auch die sexuelle Phase zurück durchlaufen muss, kann in Nichtsexuelles sekundär sexuelle Bedeutung hineingetragen werden, während andererseits die Regressionserscheinungen oft sexuelle Form aufweisen, aber etwas Nichtsexuelles meinen.

Die Entwicklung des Libidobegriffs, die wir da vor uns haben, könnte einen an die immanenten Gesetze der Hegel'schen Dialektik glauben lehren. Bei Jung entwickelt sich der Freud'sche Libidobegriff zu seiner letzten Konsequenz und löst sich dadurch selbst auf. Die Libido ist jetzt tatsächlich alles. „Die Seele ist ganz nur Libido.“ (Jahrb., 4. Bd.,

S. 290.) Sie ist der vage Grundbegriff einer naiven Metaphysik, aber kein Werkzeug mehr, das zur Erkenntnis des Konkreten dienen kann. Sie kann daher ohne Schwierigkeit mit den verschiedensten metaphysischen Vorstellungen identifiziert werden. Bald ist sie die *δύναμις κινήσις* des Zeno, bald der Schopenhauer'sche Wille, bald die *εἰμασμένη* der Alten. Hatte sie sich einst damit bescheiden müssen, eine Teilkraft des Psychischen zu sein, so ist jetzt ihre Wirksamkeit längst nicht mehr auf die Psyche beschränkt. Spricht er doch von „jener sexuellen Urlibido, welche die Millionen Eier und Samen aus einem kleinen Geschöpf heraus erzeugte“. (Jahrb., 4. Bd., S. 180.)

Nachdem so die Libido alles geworden ist, kann es auch nichts mehr geben, womit sie in Konflikt geraten könnte. Da ergibt sich aber für Jung ein neues Problem: Woher stammen denn dann die Konflikte der Seele, woher stammt die Verdrängung? Es bleibt nur mehr eine Antwort möglich: Auch aus der Libido. Was sich gegen die Libido erhebt, ist selbst wieder Libido, diese ist ihrem Wesen nach gespalten in zwei Komponenten mit entgegengesetzten Vorzeichen. Libido strebt vorwärts und Libido strebt zurück, Libido ist Wille zum Leben und Libido ist Wille zum Tod. „Dieser Gegensatz zwischen Pferd und Schlange¹⁾ stellt einen Gegensatz der Libido in sich selbst dar, ein Vorwärtsstreben und ein Zurückstreben in einem. Es ist nicht nur so, dass die Libido ein unaufhaltsames Vorwärtsstreben, ein endloses Leben und Aufbauenwollen wäre, als welches Schopenhauer seinen Weltwillen formuliert hat, wobei der Tod und jegliches Ende eine von aussen herantretende Tücke oder Fatalität ist; sondern die Libido will, dem Sonnengleichnis entsprechend, auch den Untergang ihrer Bildung.“ (Jahrb., 4. Bd., S. 461.) In der Jugend prävaliere die eine, im Alter die andere Tendenz, natürlich könne aber jede von ihnen die Maske der anderen annehmen.

Die Libido enthält also nicht nur qualitativ verschiedene Elemente (Hungerlibido, Sexuallibido, daraus entstandene höhere Bildungen), sondern sie schliesst auch den Gegensatz von Positiv und Negativ ursprünglich in sich. Es ist klar, dass ein solcher Begriff, in den ich alle aus der Erfahrung bekannten Variationsmöglichkeiten hineingenommen habe, sich dann auch auf die Beschreibung aller Vorgänge anwenden lässt. Aber an Einsicht habe ich dadurch nichts gewonnen. Auf diese Weise wird das Gesetz nicht der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, sondern ebenso schwankend, wechselnd und widerspruchsvoll wie die Oberfläche der Erscheinungen. Bei Freud war die Libidotheorie ein kühner, wenn auch meiner Überzeugung nach verfehelter Versuch, alle psychischen Erscheinungen auf eine qualitative Einheit zurückzuführen. Die Theorie war falsch, aber in ihrem Rahmen war der Begriff der Libido notwendig. Bei Jung, der die prinzipielle Qualitäts- und Richtungsverschiedenheit des Psychischen bestehen lässt, wird der Terminus Libido zu einem leeren und überflüssigen Wort. Man muss dabei an das Kinderspiel denken, in jedes Wort eine bestimmte Silbe willkürlich einzufügen und so den Anschein einer Geheimsprache zu erwecken. Was in dieser Sprache mitgeteilt

1) Wobei das Pferd natürlich als Libidosymbol gedacht ist, die Schlange aber für Jung die Ablehnung der Sexualität, die Angst vor ihr darstellt („Negativer Phallus“).

wird, kann ja sehr klug und interessant sein. Um es aber zu verstehen, muss man erst die willkürlich hinzugefügte Silbe wieder eliminieren.

Aber noch mehr. Solange es sich nur um Qualitätsunterschiede handelte, da mochte die gemeinsame Bezeichnung Libido als Hinweis auf die Einheit alles Psychischen eine gewisse Berechtigung haben. Dadurch aber, dass Jung eine prinzipielle Gegensätzlichkeit in die Libido hineinverlegt, wird gerade diese Einheit gesprengt und ein psychologischer Dualismus geschaffen. Hier hört Jung's Libidobegriff auf, bloss überflüssig zu sein, er wird geradezu ein Hemmschuh für die Erkenntnis. Dadurch, dass er die Antithetik des Psychischen als etwas Prinzipielles und Ursprüngliches auffasst, schneidet er der Wissenschaft die Möglichkeit ab, eine Erklärung der Gegensätzlichkeiten des Seelenlebens zu versuchen.

Die geänderte Grundauffassung muss Jung natürlich auch in vielem Einzelnen von Freud wegführen. Aber auch da zeigt sich das Bestreben, die Worte womöglich bestehen zu lassen und nur ihren Sinn gründlich zu verändern. So ist auch für Jung der Inzestwunsch der „Kernkomplex“. Aber wie anders sieht der Inzest hier aus! Dieser Inzestwunsch, der für so viele die Freud'sche Lehre zu etwas Verruchtem machte, der etwas so Furchtbares war, dass der moderne Kulturmensch im Wachleben nur an ihn zu rühren wagte, wenn die Weihe und die Schauer tragischer Kunst ihn adelten und verhüllten, er erfährt bei Jung eine so völlige Verwandlung, dass man ihn mit Kleist's Natalie einen Inzestwunsch „blond, mit blauen Augen“ nennen möchte. Vor allem: in der Jung'schen Auffassung ist das eigentliche Ziel des Inzestwunsches durchaus nicht der sexuelle Besitz der Mutter, ja, es rücken Inzest und Erotik überhaupt weit auseinander. Für Jung läuft die unterste Grundlage des „inestuösen“ Begehrens „nicht auf die Kohabitation, sondern auf den eigenartigen Gedanken hinaus, wieder Kind zu werden, in den Elternschutz zurückzukehren, in die Mutter hinein zu gelangen, um wiederum von der Mutter geboren zu werden“ (Jahrbuch, 4. Bd., S. 267). Zwei Faktoren findet er also am Inzestkomplex beteiligt: Das Rückstreben in die Kindheit und den Traum einer Wiedergeburt. Das erste Moment steht dabei im Vordergrund. „Wenn irgend ein grosses Werk zu tun ist, vor dem der schwache Mensch, an seiner Kraft verzweifelnd, z u r ü c k w e i c h t¹⁾, dann strömt seine Libido zu jenem Quellpunkt (zur Mutter) zurück.“ (Jahrbuch, 4. Bd., S. 334. Vgl. auch S. 323.) Im Gedanken der Wiedergeburt aber liegt für Jung schon der Keim der Überwindung des Inzestkomplexes. Sehnsucht nach der goldenen Jugendzeit — in dem naiven Sinn, wie man vor Freud diesen Ausdruck gebraucht hat — ist also der eigentliche Sinn des Inzestgedankens. „Ihre Kraft . . . bezieht die Mutterimago einzig und allein aus der Geneigtheit des Sohnes, nicht nur vorwärts zu schauen und zu arbeiten, sondern auch rückwärts zu schielen nach den verweichlichenen Süßigkeiten der Kindheit, nach jener herrlichen Unverantwortlichkeit und Lebenssicherheit, mit der uns schützende Mutterobhut einstmals umgeben hat.“ (Jahrbuch, 4. Bd., S. 340; vgl. auch S. 279, Anm. 2.) Aus dem Individuellen ins Kulturhistorische übertragen, erscheint dann der Inzestkomplex als Widerstand gegen die Domestikation, das Inzestverbot als der Zwang zur Domestikation. „Es scheint, als sei kein Begriff und kein Wort stark genug, die Bedeutung dieses Konfliktes auszudrücken. . . .

1) Von mir gesperrt.

Dieses durch Jahrtausende fortgesetzte Ringen nach Ausdruck kann gewiss seine Kraftquelle nicht in dem durch den Vulgärbegriff des Inzestes allzu eng gefassten Tatbestand¹⁾ haben; vielmehr muss man wahrscheinlich das in letzter Linie und ursprünglich als „Inzestverbot“ sich ausdrückende Gesetz als den Zwang zur Domestikation auffassen.“ (Jahrbuch, 4. Bd., S. 314f.) Die dem primitiven Menschen vor allen anderen zukommende Leidenschaft sei die Trägheit und diese sei es, „die unter der bedenklichen Maske der Inzestsymbole²⁾ erscheint, von der uns die Inzestangst wegzutreiben hat“ (Jahrbuch, 4. Bd., S. 219). Je stärker er das Symbolische betont, desto mehr muss ihm natürlich der Inzest als Realität in den Hintergrund treten. „Es scheint, dass die Mutter erst psychologisch inzestuös bedeutsam geworden ist.“ (Jahrbuch, 4. Bd., S. 446.) Der Inzest als solcher dürfte wohl nie eine besonders grosse Bedeutung gehabt haben; denn man werde wohl nie die Paarung mit einem alten Weibe der Paarung mit einem jungen vorgezogen haben. Wo uns von Inzestehen berichtet werde, seien sie ein mehr künstliches als natürliches Gebilde, das wohl mehr theoretischer als biologischer Neigung entsprungen sei. Man merkt deutlich die Spitzen gegen Freud's Studie im ersten Heft der „Imago“.

Aber nicht nur der Inzestkomplex, die sexuellen Vorstellungen überhaupt erscheinen Jung jetzt vor allem bedeutsam als Symbole. Das Sexuelle wird für ihn ein Material, dessen sich die Seele zum Ausdrucke weit allgemeinerer und bedeutsamerer Tatbestände bedient. Wenn er in einem Traum zu der Deutung gelangt ist: Ich entmanne den Vater, so ist das für ihn kein Endpunkt: er deutet weiter; für ihn will das eigentlich heissen: ich opfere meine Infantilpersönlichkeit. (Jahrbuch, 4. Bd., S. 460.) Ein anderes Mal bespricht er eine Pfeilschusszene und sagt, dass man bei direkter Übersetzung hier natürlich ein Koitussymbol vorfinde. Doch er fährt fort: „Mit dieser Reduktion auf das Grobsexuelle ist jedoch nichts gewonnen und nichts verstanden¹⁾, denn dass das Unbewusste Koituswünsche beherbergt, ist ein Gemeinplatz, dessen Entdeckung weiter nichts bedeutet. Der Koituswunsch unter diesem Aspekt ist nämlich ein Symbol für die eigene von den Eltern abgetrennte Betätigung der Libido, für die Eroberung des selbständigen Lebens.“ (Jahrbuch, 4. Bd., S. 344.) Und ganz allgemein und grundsätzlich spricht er denselben Gedanken aus, wenn er sagt: Es ist nie zu vergessen, dass die sexuellen Phantasien der Neurotiker und die exquisit sexuelle Sprache des Traumes

1) Von mir gesperrt.

2) Abschliessend noch ein Zitat, das Jungs Standpunkt von vielen Seiten her beleuchtet; „Die Welt entsteht, wenn der Mensch sie entdeckt. Er entdeckt sie, wenn er die Mutter opfert, d. h. wenn er sich aus den Nebeln seines Unbewusstseins in der Mutter befreit hat. Was ihn vorwärts zu dieser Entdeckung treibt, lässt sich psychologisch als die von Freud so genannte „Inzestschranke“ auffassen. Das Inzestverbot setzt dem kindlichen Sehnen nach der nahrungsspendenden Mutter ein Ziel und zwingt die allmählich sexuell werdende Libido auf die Bahn des biologischen Ziels. Die durch das Inzestverbot von der Mutter abgedrängte Libido, die „Mutterlibido“, sucht nach dem Sexualobjekt an Stelle der verbotenen Mutter. In diesem weiten psychologischen Sinn, der in der Gleichnissprache von „Inzestverbot“, „Mutter“ usw. sich ausdrückt, ist auch Freud's paradoxer Satz zu verstehen: Ursprünglich haben wir nur Sexualobjekte gekannt.“ (Jahrbuch, IV. Bd., S. 443.) (Die Sperrungen rühren von mir her.)

Regressivphänomene sind. Die Sexualität des Unbewussten ist nicht das, was sie zu sein scheint, sie ist bloss Symbol¹⁾. (Jahrbuch, 4. Bd., S. 422.) Jung begibt sich da auf den Standpunkt, den Alfred Adler seit einer Reihe von Jahren in zahlreichen Schriften verfochten hat²⁾. Hier zeigt sich, dass die Einsicht in die Fehler der Freud'schen Sexualtheorie, wenn sie auch Jung zu keiner tragfähigen theoretischen Konstruktion geführt hat, ihm doch für gewisse praktische Fragen den Blick geweitet und geschärft hat.

So wenig ich auch von den Ausführungen Jung's im einzelnen akzeptieren konnte, so gross erscheint mir ihre symptomatische Bedeutung, besonders wenn man sie im Zusammenhang mit den anderen von mir besprochenen Arbeiten betrachtet. Dadurch, dass so bedeutende Vertreter des Freudkreises aufhören, sich mit der Freud'schen Theorie zu identifizieren, ja sich in entschiedener Weise gegen sie wenden, wird die wissenschaftliche Öffentlichkeit neuerlich und deutlich vor dem Irrtum gewarnt, die Idee der Psychoanalyse mit einer bestimmten Formulierung derselben zu verwechseln. Und nur soweit man aufgehört hat, ein einzelnes, historisch bedingtes Stadium der psychoanalytischen Entwicklung für die Psychoanalyse selbst zu halten, ist auch den grossen und echten Errungenschaften Freud's fruchtbarere Weiterwirkung gesichert. Damit scheinen mir freilich, für den Augenblick wenigstens, die Errungenschaften Jung's erschöpft zu sein. Denn was er an die Stelle des alten Systems zu setzen sucht, bietet der Kritik eher mehr Angriffspunkte als dieses. Allerdings weist die ganze Arbeit in der Unausgeglichenheit ihrer Form, in dem ständigen Sichkreuzen verschiedener Gedankengänge, in der jugendlichen Schneidigkeit ihres Urteils auf eine starke innere Gärung hin und so darf man vielleicht hoffen, dass aus dem treibenden Moste bald klarer Wein werde. Ein solcher Klärungsprozess wird freilich dadurch nicht gefördert, dass man den neuen Wein in alte Schläuche füllt.

1) Von Jung gesperrt. Vgl. auch Jahrbuch, IV. Bd., S. 329, 446, 459.

2) Zuerst im „Psychischen Hermaphroditismus“, dann vor allem in der „Psychischen Behandlung der Trigeminusneuralgie“ („Sexueller Jargon“) und in seinem Buche „Über den nervösen Charakter“ (J. F. Bergmann, Wiesbaden, 1912). Da Jung's Arbeit als mythengeschichtliche auch Nichtpsychoanalytikern in die Hand kommen dürfte, wäre ein für Kenner der psychoanalytischen Literatur freilich entbehrlicher Hinweis auf Adler hier wohl am Platze gewesen.

IV.

Zur Psychogenität des Asthma bronchiale.

Von Dr. M. Wulff, Odessa.

Die Frage der Ätiologie des Asthma bronchiale bleibt noch immer ungelöst und jede Beobachtung, die einen Blick in die Natur des Leidens, dessen Ätiologie und Pathologie gestattet, ist deshalb von Wert. Einen kleinen Beitrag in dieser Beziehung liefert der folgende Fall.

Es handelt sich um eine Frau von 37 Jahren, Mutter von 6 Kindern. Sie leidet schon seit 8 Jahren an Asthma bronchiale, das als solches ganz zweifellos von vielen Ärzten diagnostiziert worden ist. Anfangs traten die Anfälle nur selten auf, seit 3 Jahren aber ziemlich oft. Ausserdem krankt sie oft an einem „nervösen“ Schnupfen, an „nervösem“ Husten, und beim Essen kann sie manchmal den Bissen nicht herunter schlucken, er bleibt ihr im Halse stecken, auch leidet sie an starken Kopfschmerzen, ist sehr reizbar, labiler Stimmung, jähzornig.

Über den Anfang und die Ursachen ihres Leidens konnte mir Patientin zunächst nichts angeben, aber die Verschlimmerung in den letzten 3 Jahren trat angeblich nach einem schweren seelischen Erlebnis ein, an das sich Patientin ganz genau erinnern konnte. Bei der letzten Entbindung wurde sie infiziert, machte ein schweres Kindbettfieber durch und ihr Leben war in Gefahr. Ein verwandtes Mädchen hat sie als Krankenschwester gepflegt, das intime Beziehungen zum Mann der Patientin anknüpfte. Eines Tages lag Patientin im Bett in hohem Fieber und belauschte den Koitus zwischen den beiden im Nebenzimmer. „Meine Sinne waren damals sehr gespannt und übernatürlich fein, ich horchte und hörte das leiseste Geräusch, kein Laut entging meinem Gehör, ich konnte mich aber nicht bewegen, konnte keinen Laut von mir geben und litt seelisch schrecklich. In diesem Augenblick kam der schwerste Asthmaanfall. So ging es einige Male zu.“

Was ich noch von ihr über ihr trauriges Ehe- und Liebesleben erfahren habe, will ich hier kurz wiedergeben. Mit 15 Jahren verliebte sie sich in einen jungen Mann, aber ihre Eltern waren gegen die Beziehungen, die von den jungen Leuten heimlich während 5 Jahren weiter unterhalten wurden. Eines Tages kam es zum Koitus zwischen ihnen und bald danach wurden die Beziehungen abgebrochen. Sie wurde schwanger und hat ein Kind geboren. Einige Jahre später ging sie eine „Vernunfttheirat“ ein. Der Mann, der um ihr früheres Liebeserlebnis wusste, war grob, roh, beleidigte sie. Sie konnte ihn kaum ertragen. Kurze Zeit nach der Hochzeit ging sie mit dem Mann nach einer kleinen Stadt, wo sie ganz allein, ohne Verwandtschaft und Freunde, in schweren materiellen Verhältnissen leben und schwer arbeiten mussten. Einige Male kam der Mann betrunken nach Hause, war dann geschlechtlich erregt und

ihr besonders unerträglich; er zwang sie zum Koitus, sie widerstrebte, gab endlich widerwillig seiner Gewalt nach und — nun erinnert sich Patientin ganz klar — sie erstickte in der von alkoholischem Geruch durchtränkten Luft aus seinem Munde, sie konnte buchstäblich nicht aufatmen und dann bekam sie beim Koitus ihren ersten Asthmaanfall. Solche Szenen wiederholten sich einige Male. Nun gibt Patientin an, dass auch jetzt der Koitus, der ohne jegliche Befriedigung für sie verläuft, ihr oft unangenehm und peinlich ist, oft mit einem Asthmaanfall endet.

Es wäre sehr verlockend, die Schuld an dem Asthma in diesem Fall dem Koitus zuzuschreiben, aber so einfach liegt die Sache doch nicht, die Verhältnisse sind komplizierter.

Ein paar Jahre später lernte die Frau einen jungen Mann kennen, den sie lieb gewann; aber ihre Beziehungen blieben rein freundschaftliche, trotzdem der Verzicht ihr nicht leicht fiel. Sie erinnert sich auch, dass in jenem Augenblick, als sie den Koitus des Mannes mit der Krankenschwester belauscht hatte, ihr der Gedanke durch den Kopf blitzte: „Ich habe deinetwegen auf meine Liebe verzichtet und du benützezt meine Krankheit, um mich zu betrügen.“ Der junge Mann mietete bald in der Familie ein Zimmer und die Beziehungen zwischen ihnen wurden noch intimer, freundschaftlicher, wenn es auch nicht zum Ehebruch kam; aber die Gefühle der Frau zu ihrem Ehegatten wurden entsprechend feindlicher, wenn sie es auch durch Willensanstrengung zu verbergen gewusst. Zugleich verschlimmerte sich auch ihr Zustand. Ein schwerer Konflikt zwischen Ehepflicht und Liebe tobte ununterbrochen in ihrer Seele und fand in den Asthmaanfällen seinen Kompromissausgang. Das mag wohl die eigentliche Ursache der Verschlimmerung des Leidens in den letzten Jahren sein. Einzelne Anfälle waren diesbezüglich sehr charakteristisch. So besuchte Patientin eines Tages das Theater zur Aufführung der Oper „Eugen Onjegin“. Im letzten Akt weist die Hedin Tatjana die Liebeswerbung Onjegin's ab, weil sie ihrem Manne treu bleiben will. Patientin wird von der Szene hingerissen und bekommt auf der Stelle einen schweren Anfall. Ein anderes Mal brach der Anfall im vierten Akt der Ibsen'schen „Nora“ aus. (Patientin wollte die Anfälle durch die „Luft im Theater“ erklären.) Ähnliche auslösende Ursachen für den einzelnen Anfall habe ich wiederholt beobachtet.

Patientin besuchte mich unregelmässig und eine kunstgerechte Analyse konnte ich nicht durchführen, aber trotzdem besserte sich ihr Zustand so weit, dass die Anfälle nur sehr selten und sehr schwach auftraten. Den folgenden Sommer verlebte sie ohne Behandlung (ausserhalb der Stadt und weit von der Gesellschaft des jungen Mannes) fast ganz anfallsfrei, während früher im Sommer, „bei der heissen Luft“, ihr Zustand besonders schwer war. Aber gegen den Herbst bekam sie plötzlich einen schweren und langdauernden Anfall und ihr Zustand verschlimmerte sich bald bedeutend. Der Grund war aber nicht schwer zu finden. Im Frühjahr, unter dem Einfluss der Behandlung, hatte sie beschlossen, eine neue kleinere Wohnung zu mieten, um kein Zimmer zu vermieten und den jungen Mann vom Hause zu entfernen. Während des Sommers verstärkte sich aber der Widerstand, sie hielt ihren Beschluss nicht, der junge Mann blieb im Hause. Kurz nach der Rückkehr aus der Sommerfrische bekamen sie Besuch von einem dem jungen Mann befreundeten

jungen Ehepaar, das gewissermassen das eheliche Ideal der Patientin verkörperte, „so was hätte sie sich auch gewünscht“. In der nachfolgenden Nacht hat sie schwere Träume (die sie gleich vergessen hat) und wird durch einen schweren Asthmaanfall aus dem Schläfe geweckt.

Die Behandlung brach sie ab mit der Begründung, „ich wolle sie von dem jungen Manne trennen, ihr das Beste nehmen, was sie im Leben habe“. Auch der junge Mann bestärkte sie in ihrem Widerstand. Einige Monate später besuchte sie mich und erzählte mir, dass ihr Zustand sich progressiv verschlimmerte, die Anfälle waren oft und schwer, trotzdem sie fast ununterbrochen von Ärzten verschiedenartig behandelt wurden. Jetzt wird sie nach einem Kurort geschickt.

So weit die Krankengeschichte. Nun will ich noch etwas über die „organische Disposition“ in diesem Falle hinzufügen. Erstens, wie im Falle Sadger's¹⁾, war auch hier ein funktioneller Schnupfen, der manchmal nicht mehr als eine halbe Stunde dauerte, dann eine starke Empfindlichkeit der Hautpartie vorne am Halse gegen Kitzeln, auch Parästhesien an dieser Stelle während des Asthmaanfalls. Ihr nervöser Husten brach immer während der Schwangerschaft und während des Stillens aus, ähnlich wie bei ihrer Mutter, die auch immer einen nervösen Husten in der Schwangerschaft hatte. Wann der Husten bei der Patientin zum ersten Male auftrat, konnte sie sich nicht genau erinnern, glaubte aber nach dem Tode des ersten unehelichen Kindes. Die Angabe, die sehr ungenau und von Patientin sehr bezweifelt war, bezweifle ich auch, aber ein Zusammenhang zwischen dem Husten und dem Tode jenes Kindes, ja ihrer unbewussten Gedanken an den Tod ihrer Kinder überhaupt ist wohl zu vermuten. Patientin trug immer eine übertriebene, leidenschaftliche Liebe zu ihren Kindern zur Schau, konnte aber mitunter, besonders wenn sie durch etwas gereizt oder aufgeregt war, „sie nicht ausstehen“. Und nicht einmal äusserte sie, dass der Kinder wegen sie „nicht mal daran denken darf“ sich vom Manne zu trennen, wenn aber die Kinder nicht da wären, hätte sie es schon getan; den Kindern will sie ihr ganzes Leben und Glück opfern. Aus vielen Analysen wissen wir aber, dass solche Opfer nicht so leichten Herzens gebracht werden und viele bösen Wünsche und Gedanken im Unbewussten gebären. Diese und viele andere ähnliche Einzelheiten scheinen mir die Vermutung zu rechtfertigen, dass der „nervöse Husten“ durch psychische Ursachen ausgelöst wird, nämlich, dass wir es hier mit einem „Verlegen von unten (Uterus) nach oben“ (Lungen) zu tun haben und der Husten eine Abwehrbewegung ist, die Frucht auszustoßen. Die dunkle Erinnerung an das Auftreten des Hustens nach dem Tode des ersten unehelichen Kindes ist wohl eine unklare bewusste Erkenntnis dieses unbewussten Todeswunsches.

Noch eine Ähnlichkeit mit dem Falle Sadger's zeigt mein Fall: eine grosse Erregbarkeit des Rachenreflexes, die sich in dem Würgen beim Schlucken manifestiert. Zeitlich ist das Würgen zusammen mit den Asthmaanfällen kurz nach der Hochzeit in der kleinen Stadt aufgetreten. Ein ähnliches Würgen hatte die Grossmutter der Patientin (des Vaters Mutter). Aber auch bei diesem Symptom ist der psychische Konflikt mit im Spiele, denn durch dieses Nichterunterschluckenkönnen sind ihre rein sexuellen wie seelischen und materiellen Beziehungen zum Mann vortreff-

¹⁾ „Ist das Asthma eine Sexualneurose.“ Zentralblatt, I. Jahrgang, 5. 6. Heft S. 200.

lich symbolisiert: sie will ihm keine Frau sein, sein Brot nicht essen und seine Liebe nicht dulden (wieder „Verlegen von unten nach oben“).

Die „organische Disposition“ ist also hier durch den Vater (von dessen Mutter) wie durch die Mutter vererbt, aber trotzdem kann ich Sadger's Meinung, dass das Asthma eine „sexualneurotische Krankheit“ und das Psychische nur ein Aufbau über die biologische Tatsache sei, nicht ganz beipflichten. Ich glaube, dass der psychische Konflikt doch eine grössere Rolle in der Ätiologie des Asthma spielt, als die ihm von Sadger eingeräumte Rolle, ja vielleicht die Hauptrolle¹⁾. Wenn der Fall nicht von einer sexuellen Ätiologie zu sprechen erlaubt, so überzeuge er uns doch von einer psychosexuellen. Von diesem Standpunkte aus kann man das Asthma an die Seite anderer funktionellen Atemstörungen stellen, wie wir sie bei den Psychoneurosen oft finden, ja, gelegentlich auch bei Gesunden, durch psychische Momente ausgelöst, beobachten können. Ich meine die Empfindung des Druckes in der Brust, des „nicht frei Aufatmen können“, „keine freie Luft haben“ etc. als Ausdruck eines psychischen Druckes, eines Zwanges durch eine innere oder äussere Gewalt, einer inneren Spannung, Widerstreben und Ungeduld. Eine solche rein funktionelle Dispnoë (die wohl oft zur Koitusdispnoë eine Beziehung hat), die das typische Gepräge der Asthmaanfalle nicht hat, habe ich unlängst bei einer Hysterika beobachtet, begleitet von einem Beklemmungsgefühl in der Herzgegend, eines Gefühles der Einsamkeit, Angst und Sehnsucht, die durch die Analyse bald beseitigt wurde. Aber in diesem Fall war keine organische Disposition vorhanden. Die Kranke war eine Sängerin, hätte gesunde und gut entwickelte Lungen und eine gut geschulte Atmung. Und es drängt sich die, vielleicht etwas vage, Vermutung auf, dass bei einer entsprechenden organischen Disposition es auch in diesem Falle zu einem Asthma kommen könnte. Ohne also die Bedeutung der konstitutionellen Disposition zu vermindern, glaube ich doch, dass in Sadger's Auffassung das psychische Moment zu kurz kommt, und bin eher geneigt, bei dem Asthma einen der hysterischen Konversion ähnlichen psychologischen Mechanismus anzunehmen²⁾.

¹⁾ Auf der Bedeutung des psychischen Konfliktes in der Ätiologie des Asthmas hat W. Stekel schon vor Jahren in seinem Buche: „Die nervösen Angstzustände hingewiesen und die seelische Wurzel des Leidens und dessen psychischen Mechanismus aufgedeckt.“

²⁾ Ob die Anlage zu Asthma in der exsudativen Diathese (Czerny) besteht, wie Strümpel neuerdings betont, möchte ich bezweifeln. Sicher ist aber, dass die psychogene Wurzel sich leicht nachweisen lässt, wenn man ausser den sexuellen Momenten auch die kriminellen berücksichtigt. Ich habe erst jüngst in einem Falle von Asthma den Wunsch entdeckt, den Partner zu erdrosseln. Auf dem Wege der Talion wurde dieser Wunsch zum neurotischen Symptom. Es gibt auch andere Wurzeln. Eine Dame wollte mit dem Anfallen von Lufthunger demonstrieren, dass sie den schlechten Geruch ihres Mannes nicht verträge und dass sie seine Küsse ersticken machen. In anderen Fällen spielt die respiratorische Dyspnoë beim Koitus eine Rolle. Aber die Durchforschung des Asthmas wird uns gewiss noch manche Überraschung bringen, wenn wir nicht von vorgefassten Meinungen ausgehen und an jeden Fall so herangehen, dass wir nicht eine „bestimmte“ Ätiologie erwarten. Im Falle, den Wulff beschreibt, würde ich annehmen, dass die Rachegeanken der Kranken sich in (unbewussten?) Phantasien ergingen, die beiden Ehebrecher zu erdrosseln. Als Sicherung gegen den kriminellen Impuls und als Strafe für die bösen Gedanken trat dann das Asthma ein. Die exsudative Diathese Czerny's käme nur als ein disponierendes Moment in Betracht. Anmerkung des Schriftleiters.

Mitteilungen.

I.

Aus der Analyse eines Zahlentraumes.

Von Josef B. Lang, Zürich.

Da die Kasuistik ausführlich analysierter Zahlenträume noch nicht allzu reichhaltig ist, dürfte die folgende Mitteilung einer Zahlentraumanalyse nicht ohne etwelche Berechtigung sein.

Ein in psychoanalytischer Behandlung stehender Zwangsneurotiker hat folgenden Traum: „Ich sass an einer grossen Tafel, es waren lauter mir unbekannte Menschen. Man sagte von einigender Tafelgenossen, die wären etwas über 60 Jahre alt, obwohl sie nur etwas über 30 Jahre alt zu sein schienen. Ich fragte einen Tischgenossen, der auch zu jener Familie zu gehören schien, wie alt er denn mich schätze. Er antwortete unbedenklich „68 Jahre alt“. Ich war darüber recht unangenehm berührt und rief aus: „68 Jahre! Wissen Sie denn nicht, dass ich noch nicht 30 Jahre alt bin?“ Dann dachte ich im Traume noch lange darüber nach und musste auch an 86 denken.“

Bevor wir auf die Analyse des Traumes eingehen, möchte ich zum besseren Verständnis vorausschicken, dass der Träumer in der letzten Zeit viel darüber nachdenken musste, dass er die erste Hälfte seines Lebens schon durchlebt, ohne eigentlich zu wissen, wie und dass er noch nichts geleistet habe. Ein anderer Aktualkonflikt des Patienten ist seine Frau, die gegen seinen Willen wieder gravid geworden ist, was ihm aus verschiedenen Gründen recht unangenehm ist und seine Widerstände gegen die Frau noch verstärkt hat.

Dem Träumer macht die Stelle „68 Jahre alt“ am meisten Eindruck. Sein erster Einfall dazu ist „25 + 30; 25 Jahre zählt meine Frau, ich 30 Jahre, dann komme ich auf folgenden Gedanken:

$$68 = 6 + 8 = 14$$

$$6 \times 8 = 48 = 4 + 8 = 12$$

Zusammen 26.

Meine Frau ist	25 Jahre 8 Monate alt
sie ist im 4. Monat gravid	0 „ 4 „
Zusammen	<u>26 Jahre.</u> “

Jetzt kommt ihm der Gedanke, dass er vor einigen Tagen am Leichenbegängnis seiner Grossmutter hätte teilnehmen sollen, aber durch äussere Umstände daran verhindert worden war, dass er beim Leichenmahle viele seiner Verwandten getroffen hätte (bei der Tafel im Traume sind es lauter unbekannte Gesichter).

Der nächste Einfall lautet:

„Ich bin jetzt	30 Jahre	8 Monate	alt
das ältere Kind	2	„ 5	„ „
das jüngere Kind	0	„ 11	„ „

Zusammen $34 \text{ Jahre} \times 2 = 68.$ “

Es ist zu bemerken, dass Patient diese beiden Kinder sehr liebt, ganz im Gegensatz zu seinen Gefühlsregungen gegen das dritte zu erwartende Kind. (Man vergleiche auch, dass es im Traume heisst, man sage von einigen, dass sie 60 Jahre alt seien, obwohl sie nur etwa 30 Jahre alt zu sein schienen, also die Hälfte, $34 \times 2 = 68.$)

Dann zitiert er folgenden Vers aus „Hamlet“: „Das Gebackene vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitsschüsseln.“ Nach einer längeren Pause erzählte er mir jetzt unter starken Widerständen, dass er vor kurzem die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht, das ihn bald erotisch stark fesselte; dieses Mädchen sei auch 25 Jahre alt, scheinere aber kaum halb so alt zu sein; von den Verwandten des Mädchens kenne er niemanden.

Jetzt lenkt Patient seine Aufmerksamkeit auf 86 und es fällt ihm dazu ein: $86 - 68 = 18$. Sein Geburtsjahr bestehe aus zwei 18, nämlich 1881, er sei von jeher stolz auf diese Zahl gewesen, weil sie eine der wenigen Zahlen sei, die man mit dem gleichen Resultate von links nach rechts und von rechts nach links lesen könne, übrigens sei er in gewisser Hinsicht mit dieser Zahl verwandt, da er ambidexter sei. Das Geburtsjahr seiner Frau sei auch aus den obigen Zahlen zusammengesetzt: 1886, aber auch das genannte Mädchen, das er an Stelle seiner Frau haben möchte, habe dieses Geburtsjahr.

Schliesslich fällt ihm nach längerer Pause noch ein, dass sein Grossvater 86 Jahre alt wurde, dass derselbe allein von seinen Verwandten ein höheres Alter erreichte, und dass man schon bei seiner Geburt gesagt haben soll, dass er ganz jenem Grossvater ähnlich sei. Jener Grossvater habe auch bald nach dem Tode seiner ersten Frau noch einmal geheiratet und die zweite Ehe sei glücklicher gewesen als die erste und kinderlos, während die erste kinderreich war. — Im Jahre 1968 werde er übrigens 86 Jahre alt sein.

Man sieht aus den hier mitgeteilten Einfällen, welche grosse Verdichtungsarbeit der Traum zustande gebracht hat, indem es ihm gelungen ist, in den beiden Zahlen die wichtigsten Konflikte des Patienten zum Ausdruck zu bringen. Ich möchte noch bemerken, dass der betreffende Patient seit früher Jugend viel mit Zahlen gespielt hat, und dass er später für Mathematik grosses Interesse und Begabung zeigte. Seiner Erinnerung nach hat er sich nie bewusst mit den im Traum und in den Traumgedanken erscheinenden Zahlen beschäftigt, so dass er beispielsweise bei der Analyse erst ausrechnen musste, in welchem Monate der Gravidität seine Frau damals war, wie alt er, seine Frau und Kinder waren etc., dass wir also annehmen müssen, dass alle diese Berechnungen subliminal verlaufen sind.

II.

Freie Assoziationen bei Kindern.

Von Dr. Bloch, Nervenarzt in Kattowitz.

Im Winter und Frühjahr 1912 war ich mit Intelligenzprüfungen an hiesigen Volksschulkindern beschäftigt und zwar nach der Methode von Binet-Simon, unseren deutschen Verhältnissen angepasst von Bobertag.

Bei diesen Intelligenzprüfungen lautet nun ein Test (so nennt man bekanntlich in der experimentellen Psychologie die einzelnen Prüfungen) folgendermassen für 11 jährige Kinder: In 3 Minuten 60 Worte nennen.

Man stellt den Versuch in der Weise an, dass man den Kindern sagt, sie möchten irgendwelche Dingworte, wie sie ihnen einfallen, ganz gleichgültig welche, nennen. Die Hauptsache sei, wenn sie möglichst viele nennen. Man macht es ihnen vor, etwa in der Weise, dass man von Gegenständen des Zimmers ausgeht, also Bank, Stuhl, Tisch, Papier, Tinte, Feder, Blei etc. nennt. Gewöhnlich wiederholen die Kinder die ihnen genannten Gegenstände, um dann weiter mit den anderen im Zimmer befindlichen Dingen fortzufahren, dann kommt in der Regel die Strasse an die Reihe, dann das Haus, wenn das erschöpft ist, Feld, Wald, Wiese etc.

Man kann nun mit Sicherheit sagen: wer nicht systematisch in der Aufzählung der Gegenstände vorgeht, kommt nicht auf 60 Worte.

Dabei ereignete sich nun bei zwei Kindern, einem 11 jährigen Knaben und einem 10 jährigen Mädchen — wir haben nur Durchschnittsschüler untersucht; man fängt bei diesen Prüfungen gewöhnlich mit den Tests für eine niedrigere Stufe an und geht so lange weiter, bis die Kinder versagen — etwas, was für die Leser dieser Zeitschrift sicherlich von Interesse sein wird.

Der Knabe war bei der Aufzählung der Gegenstände im Freien: Wald, Bäume, Wiese, Gräser, Sträucher, Erde, Erdboden, Pissoir, Nässe, Feuchtigkeit, Wind etc. etc.

Als die 3 Minuten um waren und ich mir das Resultat notiert hatte (65 Worte), fragte ich ihn natürlich, woher es komme, dass er das Wort „Pissoir“ mitten zwischen andere gesagt hätte, woher denn das käme? Auf seine Antwort, die erst auf Rotwerden und längeres Zögern erfolgte, und die lautete, das wisse er nicht, sagte ich, er möchte sich mal besinnen, es hätte sicher etwas zu bedeuten, er solle sich nicht genieren etc.

Da kam es denn heraus: er sei einmal mit seinem Vater auf einer Wiese gegangen; da wäre ihm plötzlich ein Bedürfnis angekommen, und er habe sich hingestellt und es verrichtet, mitten auf der Wiese. Da wäre sein Vater hinzugekommen und habe ihn heftig gescholten und unter anderem auch gesagt, hier sei kein Pissoir.

Auf diese Weise wird die Fortsetzung der Gedankenreihe verständlich: Nässe, Feuchtigkeit etc.

Auf meine Frage, wann das gewesen wäre, sagte er, er wisse es nicht mehr; es sei aber schon lange her, er sei noch ein „kleiner Junge“ gewesen. Auf die zweite Frage erfolgte die allerdings mit sehr grosser

Vorsicht (Zeugenaussagen von Kindern!) aufzunehmende Antwort, er hätte bis jetzt nicht mehr daran gedacht.

Das kleine Mädchen sagte folgendes: Berg, Tal, Eisenbahn, Bahnsteig, Schaffner, Krummhübel, Schreiberhau, Hain, Bach, Fluss, Brücke etc.

Nach Beendigung des Tests fragte ich sofort, na, wann bist Du im Riesengebirge gewesen, worauf die Antwort prompt erfolgte: Vor 2 Jahren.

Eine Erklärung ist für die Leser dieser Zeitschrift wohl überflüssig. Betonen will ich noch, dass es sich um ganz normale Kinder handelte, und dass Kinder mit psychopathischer Anlage, erblicher Belastung etc. von den Untersuchungen ausgeschlossen waren.

III.

Zur Psychologie der Alkoholfestigkeit und der Entschuldigungstendenzen.

Von Dr. Wilhelm Stekel, Wien.

Für viele Neurologen ist das Verhalten des Menschen gegen Alkohol ein Symptom, das wichtige Rückschlüsse gestattet. Belastete sollen sehr wenig Alkohol vertragen und leicht berauscht werden. Bei solchen Menschen lösen schon kleine Alkoholdosen unheilvolle Triebhandlungen aus. An diesen Tatsachen ist nicht zu zweifeln. Ich will nun einige Beobachtungen mitteilen, welche beweisen, dass bei der Alkoholtoleranz auch psychologische Motive neben der organischen Disposition eine Rolle spielen können. Es verhält sich mit dem Rausche ähnlich wie mit dem Schläfe. Es gibt Menschen, die an einer Angst vor dem Schläfe leiden und andere zeigen den Willen zum Schläfe. Wir schlafen nicht nur, weil wir müde sind, sondern weil das Unbewusste herrschen will. So gibt es auch einen Willen zum Rausch. Dagegen könnte sprechen, dass manche Neurotiker sich einen Rausch antrinken wollen und nicht berauscht werden. Das beweist natürlich nichts, als die Existenz eines Nebenwillens. Dieser Nebenwille sträubt sich gegen den Rausch und sagt: „Du darfst das Bewusstsein nicht verlieren! Denn sonst“

Ich behandle einen Mann, der sich eine sehr komplizierte Perversion, eine wunderliche Art von Fetischismus zurechtgezimmert hat. Es drängt ihn immer wieder, seinen Trieben nachzugehen und irgend einem Fetisch nachzulaufen, ihn anzusprechen usw. . . . In seiner Verzweiflung beginnt er sich Mut anzutrinken. Allein nach einigen Gläsern tritt ein Ekel ein, der es ihm unmöglich macht, weiter zu trinken. Als ob eine Stimme in seinem Innern, eine Stimme, die er aber nicht vernimmt, sagen würde: „Jetzt hast du genug getrunken, jetzt könnte es gefährlich werden!“ Versucht er weiter zu trinken, so muss er sofort erbrechen. Wir sehen hier den Ekel wie in vielen anderen Fällen, als Schutzwall gegen die Triebe. Er steht direkt im Dienste einer moralischen Tendenz, um das Individuum gegen sich selbst zu schützen. Ein anderes Mal trinkt dieser Kranke sehr viel und wird trotzdem nicht trunken. Das heisst, sein Bewusstsein hält scharfe Wache und duldet keinen Rausch.

Das Gegenstück ist ein Mann, der seine Urolagnie immer unter der Wirkung kleiner Alkoholdosen ausführt. Aber er verübt seine Perversion auch ohne Alkohol und er kennt auch den Rausch ohne Alkohol. Er leidet direkt an Rauschzuständen, ohne einen Tropfen getrunken zu haben. Er will berauscht sein. Hier dient der Alkohol als Entschuldigung. In der nachfolgenden Periode des moralischen Katzenjammers entschuldigt er sich selbst durch den Umstand, dass er getrunken habe. Am stärksten ist der Katzenjammer, wenn er nichts getrunken und doch einen urolagnistischen Akt ausgeführt hat. Dann fehlt dies Motiv der Entschuldigung und er macht sich die schwersten Vorwürfe. Das Leitmotiv aller Neurotiker, auf das ich immer wieder hinweise, „Lust ohne Schuld“, dringt in dieser Handlung durch. Es gibt ja verschiedene Variationen dieses Motivs, unter denen die Verringerung der Schuld eine grosse Rolle spielt. Hier wird dem Alkohol diese Rolle des Prügelknaben zugeteilt.

Die Abstinenzbewegung entschleiert sich von diesem Gesichtspunkt aus als eine soziale Phobie. Die Menschen trinken nicht, weil sie Angst vor sich und ihren Trieben haben. Sie schützen sich dadurch, dass sie diese Erkenntnis auf die Allgemeinheit übertragen. Der Neurotiker zeigt eben diese beiden bipolaren Bestrebungen: Die Verschiebung auf das Kleine und Kleinste (Freud) und die Verschiebung auf das Grosse und Grösste. So behandle ich einen Neurotiker, der sich gerne der Idee hingibt, die Vagina habe im Laufe der Jahrtausende viel von ihrer Vollkommenheit verloren. Eine Vagina der Etrusker und alten Ägypter müsse ein Ideal gewesen sein, das wir jetzt nicht finden können. Dieser Neurotiker zeigt auch eine ausgesprochene Gerontophilie. Er steht unter der Herrschaft des Inzestkomplexes, aber nicht im Jung'schen oder im Adler'schen Sinne, sondern im Sinne Freud's. Aber er verschiebt seinen grossen peinlichen Konflikt auf das Historische. Der von ihm verurteilte Gedanke an die Mutter, der auch offen ins Bewusstsein brach, wurde der Gedanke an die Etrusker und Ägypter. Die ursprüngliche Formel „Die Vagina alter Frauen“ und besonders „Die Vagina einer alten Frau“ wurde vergrössert als die „Vagina der Alten“ wieder bewusstseinsfähig gemacht. Das ist die Verschiebung auf das Grösste. Diese Verschiebung macht aus dem Vater die Gottheit und erhebt die persönlichen Konflikte zu religiösen. Diese Mechanismen zur Entschuldigung werden sogar von den Psychoanalytikern als Kunstgriff in der Therapie angewendet. Denn wenn Jung einem Neurotiker nachweist, sein Inzestkomplex sei nur eine Form des archaischen Denkens und ihm dies durch verschiedene Stellen aus der Mythologie und Sagenforschung, aus der Literatur und dem Folklore belegt, so vollzieht er die gleiche Verschiebung auf ein Grosse, die der Neurotiker zu seiner Entschuldigung anwendet. Er arbeitet also gegen die Neurose durch Verstärkungen neurotischer Kunstgriffe (Adler).

Die Abstinenzbewegung ist auch eine Verschiebung auf das Grosse und Soziale, um die eigenen Komplexe leichter zu bewältigen. Furtmüller hat in seiner gedankenreichen Arbeit „Ethik und Psychoanalyse“ (Verlag von Reinhardt in München 1912) nachgewiesen, dass der Neurotiker die Vorschriften und Hemmungen der Autoritäten zu seinen Vorschriften macht. Er gehorcht nicht fremden Imperativen, er gehorcht nur sich. Er ist sein eigener Herr. In diesem Falle aber bemerken wir den verkehrten Mechanismus. Der Propagandist der Abstinenz-

bewegung überträgt seine Hemmungen, um sie leichter zu ertragen, auf eine grosse Gemeinschaft, auf die Allgemeinheit. So schützt er sich durch Flucht in die Öffentlichkeit, durch öffentliche Bindung, dadurch, dass er sich der allgemeinen Kontrolle unterwirft. Ähnlich hat sich der bekannte Philosoph *Weininger* gegen das Weib geschützt. Sein bekanntes Werk „Geschlecht und Charakter“ sollte eine Mauer zwischen ihm und dem Weibe aufrichten und seine Keuschheit für alle Zeiten sichern. Wie er einsah, dass es nicht möglich war, nach den öffentlich preisgegebenen „Leitlinien“ ruhmlos zu leben, so zog er es vor ruhmvoll zu sterben. . . .

Soziale Bewegungen entstehen gewiss aus sozialen Ursachen. Dass aber der einzelne sich durch individuelle Motive treiben lässt, erscheint mir ziemlich sicher. Ich kannte einen Arzt, der ein feuriger Apostel der Abstinenzbewegung in sexueller Hinsicht war. Er gründete in der Provinz eine solche Gesellschaft und erzielte mit einer grossen Rede, welche die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durch Abstinenz behandelte, einen kolossalen Erfolg. Dieser Arzt war psychisch impotent und versagte bei der Dirne vollkommen. Was lag ihm also näher, als die Dirne überhaupt aus dem Kreise der Möglichkeiten auszuschalten? Er übertrug seinen Konflikt auf das Soziale. Das Nachspiel seiner Rede ist sehr heiter. An dem Abend der Gründung des Vereines zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten erzielte er mit seiner Rede gegen die Prostitution einen so kolossalen Erfolg, dass er umjubelt und stürmisch gefeiert wurde. Sein geheimer Gedanke war: Heute würde es vielleicht gehen. Heute wärest du vielleicht auch bei der Dirne potent. Er fühlte sich als ganzer Mann. Gedacht — getan! Nach der Versammlung fuhr er in ein Lupanar. Ein Gefühl der Minderwertigkeit hatte ihn impotent gemacht. Das gesteigerte Selbstbewusstsein machte ihn wieder potent. Nach dem gelungenen Koitus war seine Weltanschauung eine andere und er fand den Verein überflüssig und lächerlich. . . .

IV.

Zum Thema: Spermatozoenträume.

Von **Herbert Silberer** (Wien).

Herr Dr. *Tellheim*¹⁾, der mir schon öfters Analysenmaterial zur Verfügung stellte und jetzt meine in der ersten Hälfte des „Jahrbuchs“ 1912 erschienene Arbeit über die Spermatozoenträume gelesen hat, ist so freundlich, mir eine Vision mitzuteilen, die, wie er sich ausdrückt, „wahrscheinlich zu den Spermatozoenträumen zu rechnen ist, wenn sie auch nicht so sehr ein Traum als vielleicht eine Träumerei genannt zu werden verdient“.

Ich bin dem Genannten für seine Mitteilung um so dankbarer, als das Phänomen unter solchen Umständen erlebt wurde, unter denen man sonst für Beobachtungen wenig übrig hat, nämlich während eines Koitus. Die Vision zeigte sich bei geschlossenen Augen. *Tellheim* sah plötzlich

1) Pseudonym.

mit Deutlichkeit vor sich das Bild einer sehr langen Tafel (Tisch), welche beiderseits mit unzähligen kleinen Menschlein besetzt war, die sich lebhaft bewegten. Die Tafel und das Gewimmel der kleinen Menschlein schienen sich schier endlos nach rechts oben (bzw. rechts in die Tiefendimension) zu erstrecken, und eine gewisse Bewegung des Ganzen schien gleichfalls nach jener Richtung zu tendieren.

Um die näheren Umstände befragt, gibt Tellheim an, dass die Beobachtung zu später Abendstunde erfolgt sei und dass die Lage seines Penis mit derjenigen der gesehenen Tafel übereingestimmt habe, dergestalt, dass die Spitze des Penis dem ins Unbestimmte sich erstreckenden Tafelende entsprach. Es sei ferner wohl möglich, dass er bei der späten Stunde etwas ermüdet gewesen sei. Den Grund meiner Frage nach dem Moment der Ermüdung wird man wohl verstehen, wenn man sich meine Studien über die von mir selbst erlebten mannigfachen hypnagogischen Halluzinationen vor Augen hält. Beim Zustandekommen dieser Phänomene spielt ja die Müdigkeit eine gewisse Rolle. Doch will ich auf diesem Punkt als dem minder interessanten nicht weiter beharren. Das, weshalb ich das Beispiel hier wiedergebe, ist selbstverständlich die Symbolik von der Tafel mit den Menschlein. Diese Menschlein stellen kaum etwas anderes vor als Spermatozoen, und die Tafel, längs der oder mit der sie sich wimmelnd ins Unbestimmte verlieren, ist nichts anderes als der Penis, was schon deutlich genug aus der beschriebenen Übereinstimmung mit Gestalt und Lage des wirklichen Penis, der sich in die dunklen Tiefen der Vagina verliert, hervorgeht. Das ganze Bild ist ein auto-symbolisches Phänomen, das den aktuellen Vorgang (Koitus), statt dass er gefühls- oder gedankenmässig erlebt wird, in Form eines Symbols bildhaft anschauen lässt. Die zu dieser Umformung erforderliche apperzeptive Insuffizienz wird entweder durch die Müdigkeit oder schon allein durch die rauschartige Benommenheit (ob toxisch oder nicht, gilt hier gleich) beim Koitus erzeugt.

Die unermessliche Länge der Tafel ist zum Teil eine Machtphantasie vom grossen, riesenhaften Penis. Dass die Spermatozoen tafeln, deutet auf ein Freudenfest; der Koitus ist in der Tat ein Freudenfest, für die Spermatozoen wie für ihren Besitzer. Die Tafelnden verlieren sich schliesslich im unbestimmten oder unendlich fernen Hintergrund: die Spermatozoen werden ins unbestimmte Schicksal hinausgeschleudert, in jene dunkle Unendlichkeit, aus der das Leben kommt und in die es sich unermüdlich fortpflanzt. . . .

V.

G. Ch. Lichtenberg und die Psychoanalyse.

Von A. v. W., Wien.

Goethe sagt von Lichtenberg: „Wo er einen Spass macht, liegt ein Problem verborgen“, er war der Liebling Schopenhauer's und Nietzsche zählt ihn zu unseren ersten Sprachmeistern. Grund genug, sich mit ihm zu beschäftigen, wenn er nicht überdies für den Psychoanalytiker in

doppelter Hinsicht interessant wäre: als beobachtendes, analysierendes Subjekt und als Objekt. Es bleibt erstaunlich, wie gross seine Unbefangenheit des Forschers in einer Epoche unfruchtbarer, abstrakter Vermögensepsychologie war. Seine Hypochondrie, sein Aberglaube, „der aus jeder Sache eine Vorbedeutung zieht und in einem Tag hundert Dinge zum Orakel macht“, seine Art des Witzes, sein infantiler Gesichtsausdruck, sein reges Phantasieleben und so mancher andere kleine Zug stimmen — bei spiegelklarer Krankheitseinsicht — gut zu dem Bilde des Neurotikers (er scheint auch an — nervösem? — Asthma gelitten zu haben), der sich nicht genug tun kann in der Verwunderung über seine eigenen zwangsmässigen Schwächen, ohne je imstande zu sein, dagegen anzukämpfen.

Was ihn als Beobachter über einen Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert dem Psychoanalytiker die Hand reichen lässt, ist dies: seine Unbekümmertheit um die offizielle Psychologie, seine Wertschätzung des Traumes, sein scharfer Blick für das Tatsächliche, der sich nicht bei einem fingierten Normalzustand der Seele beruhigt, sein Interesse für jede einzelne Handlung, die er in ihrem individuellen Ablauf ihren treibenden Kräften nach kausal zu bestimmen sucht. R. M. Meyer¹⁾ führt ein bezeichnendes Beispiel an: „Der Dachdecker stärkt sich vielleicht durch ein Morgengebet zu den grössten Gefahren . . . vielleicht aber auch durch eine Dosis von verbranntem Katzenhirn. O, wenn man doch manchmal wüsste, was den Leuten Mut gibt!“ Der lebendigen Tatsache gegenüber befriedigt ihn also weder die spiritualistische noch die materialistische Hypothese; es sucht die wirkliche Vorgeschichte des Faktums statt aller Deduktion über Herrschaft der Seele oder des Körpers. Von dem Hauptbegriff der herkömmlichen Psychologie, dem der Eigenschaften, und seiner Erklärung absehend, fragt Lichtenberg bloss: Wie erklären sich die einzelnen Handlungen? Zwischen die gegenwärtige bekannte Person und ihrer Lebensäusserung schiebt er den wissenschaftlichen Begriff der Disposition ein. Eigenschaften sagt er von sich kaum aus, hingegen erwähnt er seine Disposition zum Aberglauben, zur Trägheit, zur Hypochondrie. — Sein „Misstrauen gegen menschliche Kräfte in allen Stücken“ hindert ihn, von den Handlungen sofort auf den Charakter zu schliessen und jemanden, der ein paar löbliche Handlungen verrichtet, gleich gut zu nennen. Er lehnt es ab, hier ohne weiteres eine Tendenz zum Guten anzunehmen; denn es ist ihm wohl bewusst, wieviel Unerkanntes zwischen Neigung und Tat liegt. Von grösster Bedeutung sind ihm daher alle instinktiven Handlungen, in denen sich eine vorherrschende geistige Tendenz — ohne Beeinträchtigung durch geheime, unbewusste Absichten — rein darstellt. „Wir lernen die menschliche Seele nur in ihrer Tätigkeit kennen, ein Wille, der gerade eben nichts will, Neigungen ohne bestimmtes Objekt gibt es nur in der Abstraktion.“ In der Bewegung verrät sich Lichtenberg am sichersten die Seele. Seine Physiognomik hat Äusserlichkeiten wie Stimme, Art des Ausdrucks, kurz den gesamten Habitus des Menschen zum Gegenstande. In der Sucht, den menschlichen Neigungen auf den Grund zu kommen, sammelt er scheinbar wahllos die mannigfaltigsten Tatsachen des Seelenlebens. Er notiert sorgfältig Dinge, die geeignet wären, ihn, den Professor der Physik, in den Augen der unwissenden Welt lächer-

1) Richard M. Meyer, Jonathan Swift und Lichtenberg. Zwei Satiriker des 18. Jahrhunderts. Berlin 1886.

lich zu machen. Unbekümmert um ihr Urteil, befehlissigt er sich überall der wunderbarsten Aufrichtigkeit. Nicht zum mindesten um dieser seltenen Eigenschaft willen verdient es Lichtenberg, dass ihm von der psychoanalytischen Wissenschaft als verwandtem Geist gehuldigt werde.

Wir geben im folgenden eine Anzahl charakteristischer Stellen aus seinen Aphorismen, die deutlich genug für sich selber sprechen:

Ich fand oft ein Vergnügen daran, Mittel auszudenken, wie ich diesen oder jenen Menschen ums Leben bringen, oder Feuer anlegen könnte, ohne dass es bemerkt würde, ob ich gleich nie den festen Entschluss gefasst habe, so etwas zu tun, noch auch die geringste Neigung dazu in mir verspürt, und bin sehr oft mit solchen Gedanken eingeschlafen.

In meinem zehnten Jahre verliebte ich mich in einen Knaben, namens S., eines Schneiders Sohn, der in der Stadtschule Primus war; ich hörte gern von ihm erzählen und forschte bei allen Knaben nach Unterredungen, die sie mit ihm gehabt hätten; ohne ihn selbst je gesprochen zu haben, war es mir ein grosses Vergnügen zu hören, dass er von mir gesprochen hatte. Nach der Schule kletterte ich auf eine Mauer, um ihn aus der Schule gehen zu sehen. Wenn ich mich jetzt seiner Physiognomie, die mir noch sehr deutlich vorschwebt, erinnere, so war er nichts weniger als schön, eine Stumpfnase mit roten Backen; war aber Primus in der Schule. Es sollte mir leid tun, wenn ich durch dieses freie Bekenntnis das Misstrauen gegen die Welt vermehren sollte; aber ich war ein Mensch, und das Glück der Welt, wenn sie es jemals erreicht, muss nicht durch Verhöhnung gesucht werden, auf keine Weise. Dauerndes Glück ist nur in Aufrichtigkeit zu finden.

Ich habe wenige Menschen in der Welt gekannt, deren Schwächen ich nicht nach einem Umgang von 3 Wochen (Stunden des Umgangs bloss gerechnet, welches wohl ein Vierteljahr im Kalender betragen konnte) ausgefunden hätte; und ich bin überzeugt worden, dass alle Verstellung nichts hilft gegen einen Umgang von 3 Wochen; denn jede Befestigungskunst hat eine eigene Belagerungskunst für den, der sehen kann.

Ich träumte neulich an einem Morgen, ich läge wach im Bette und konnte keinen Atem bekommen; darauf erwachte ich ganz munter und spürte, dass ich, nach meiner damaligen Lage, nur sehr mässigen Mangel daran hatte. Einem blossfühlenden Körper kommen böse Empfindungen allezeit grösser vor, als einem, der mit einer denkenden Seele verknüpft ist, woselbst oft der Gedanke, dass die Empfindungen nichts zu bedeuten haben, oder dass man sich, wenn man nur wollte, davon befreien könnte, vieles von dem Unangenehmen vermindert. Wir liegen öfters mit unserem Körper so, dass gedrückte Teile uns heftig schmerzen, allein weil wir wissen, dass wir uns aus dieser Lage bringen können, wenn wir wollen, so empfinden wir wirklich sehr wenig. Dies bestätigt eine Anmerkung, die ich anderswo gemacht habe, dass man sich durch Drücken die Kopfschmerzen vermindern könne.

In meinem Kopfe leben noch Eindrücke längst abgeschiedener Ursachen.

Am 4. Juli (1775) erwachte ich in Wrest, allein nicht zu vollkommener Klarheit aus einem Traume von meiner Mutter. Mir träumte, sie wäre bei mir in dem Garten von Wrest und hätte mir versprochen, mit mir über den Kanal in der fliegenden Brücke zu fahren. Sie trug mir aber vorher etwas zu tun auf, dieses verwickelte mich in Schwierigkeiten und ich sah meine Mutter nicht wieder. „Du lebst nicht mehr“, sagte ich in dem leichten Schlummer zu mir selbst, „und über dich ist das: Nun lasst uns den Leib begraben — gesungen worden“; und in dem Augenblick fing ich mit der Melodie (aber alles in Gedanken) eine Strophe an zu singen, allein aus einem anderen Liede (Wo bist du denn, o Bräutigam? aus dem Liede: Du unbegreiflich höchstes Gut), welches eine unbeschreibliche Wirkung auf mich hatte, melancholisch zwar, aber auf eine Art, die ich dem lebhaftesten Vergnügen vorziehe.

Ist das nicht ein herrlicher Zug in Rousseau's Bekenntnissen, wo er sagt, er habe mit Steinen nach Bäumen geworfen, um zu sehen, ob er selig oder verdammt würde? Grosser Gott, wie oft habe ich Ähnliches getan, ich habe immer gegen den Aberglauben gepredigt und bin für mich immer der ärgste Zeichendeuter. Als N. auf tot lag, liess ich es auf den Krähenflug ankommen, wegen des Ausgangs mich zu trösten. Ich hatte, wenn ich am Fenster stand, einen hohen Turm mir gegenüber, auf dem viele Krähen waren. Ob rechts oder links vom Turm die erste Krähe erschien. Sie erschien von der linken, allein da tröstete ich mich wieder damit, dass ich nicht festgesetzt hatte, welches eigentlich die linke Seite des Turmes genannt zu werden verdiente. Es ist vortrefflich, dass Rousseau's sich mit Fleiss einen dicken Baum aussuchte, den er also nicht leicht fehlen konnte.

Einer der merkwürdigsten Lüge in meinem Charakter ist gewiss der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Ich brauche es hier nicht zu beschreiben, indem ich mich hier allzu wohl verstehe. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik.

Wir glauben, dass wir frei wären in unseren Handlungen sowie wir im Traume einen Ort für ganz bekannt halten, den wir gewiss jetzt zum ersten Male sehen. So träumte mir in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober 1788, ich hätte mich in eine Stadt verirrt, von der mir nicht einmal der Name im Traum bekannt war und endlich, als ich in der Ferne eine zerfallene Bogenstellung bemerkte, war ich froh, weil ich die von meinem Garten aus sehen und also mein Haus nicht weit sein konnte. Beim Erwachen fand ich aber schon, dass ich nie in meinem Leben an einer solchen Bogenstellung gewohnt hatte usw. In meinen Träumen findet sich mehr dergleichen.

Mir träumte, ich sollte lebendig verbrannt werden. Ich war sehr ruhig dabei. Was mich beim Erwachen eben nicht freute. So etwas kann Erschlaffung sein. Ich räsionierte ganz ruhig über die Zeit, die es dauern würde: vorher dachte ich, bin ich noch nicht verbrannt und nachher bin ich es, das war alles, was ich dachte, und bloss dachte.

Diese Zeit liegt zwischen sehr engen Grenzen. Ich fürchte fast, es wird bei mir alles zu Gedanken, und das Gefühl verliert sich.

Mein Körper ist derjenige der Welt, den meine Gedanken verändern können. Sogar eingebildete Krankheiten können wirkliche werden. In der ganzen übrigen Welt können meine Hypothesen die Ordnung der Dinge nicht stören.

Als ich mich in der Nacht vom 24. auf den 25. Januar 1790 auf den Namen des schwedischen Literators und Buchhändlers Gjørwell besann, den ich gar nicht finden konnte, so bemerkte ich folgendes: von Anfang an zweifelte ich ganz, ihn je aus mir selbst wieder zu finden. Nach einiger Zeit bemerkte ich, dass, wenn ich gewisse schwedische Namen aussprach, ich dunkel fühlte, wenn ich ihm näher kam; ja ich glaubte zu bemerken, wenn ich ihm am nächsten war; und doch fiel ich plötzlich ab und schien wiederum zu fühlen, dass ich ihn gar nicht finden würde. Welche seltsame Relation eines verlorenen Wortes gegen die anderen, die ich noch bei mir hatte und gegen meinen Kopf. Den zweisilbigen gab ich übrigens immer den Vorzug. Endlich bemühte ich mich, nachdem ich mich die Nacht durchgequält und dadurch meine Nervenzufälle gewiss verschlimmert hatte, den Anfangsbuchstaben zu finden, und als ich in dem Alphabet an das G kam, stutzte ich und sagte zugleich Gjørwell. Allein einige Zeit nachher fing ich wieder an zu glauben, es sei doch der rechte nicht, bis ich endlich aus dem Bett kam und heiterer wurde. Was mein Aberglaube dabei für eine wichtige Rolle spielte! Als ich den Namen fand, glaubte ich sogar, es sei ein Zeichen, dass ich nun gesund werden würde. Dies hängt mit einer Menge ähnlicher Vorfälle in meinem Leben zusammen. Ich bin sehr abergläubisch, allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig als ich mich schäme zu glauben, dass die Erde still steht. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke nur Gott, dass er mir eine Seele gegeben hatte, die dieses korrigieren kann.

Bei meiner Nervenkrankheit habe ich sehr häufig gefunden, dass das, was sonst nur mein moralisches Gefühl beleidigte, nun in das physische übergang. Als jemand einmal sagte: „mich soll Gott töten“, wurde mir so übel, dass ich dem Menschen auf eine Zeitlang die Stube verbieten musste.

Ich habe oft stundenlang allerlei Phantasien nachgehängt, in Zeiten, wo man mich für sehr beschäftigt hielt. Ich fühlte das Nachteilige davon in Rücksicht auf Zeitverlust, aber ohne die Phantasienkur, die ich gemeiniglich um die gewöhnliche Brunnenzeit gebrauchte, wäre ich nicht so alt geworden.

Es war zu Ende September 1798, als ich jemanden im Traume die Geschichte der jungen und schönen Gräfin H. erzählte, die mich, und überhaupt jedermann sehr gerührt hat. Sie starb im September 1797 in den Wochen, oder eigentlich während der Geburt, die nicht zustande kam. Sie wurde geöffnet und das Kind neben ihr in den Sarg gelegt, und so wurden sie zusammen des Nachts mit Fackeln, unter

einem entsetzlichen Zulauf von Volk, nach einem benachbarten Orte, wo das Familienbegräbnis ist, gebracht. Dies geschah auf dem Göttingischen Leichenwagen, einer sehr unbeholfenen Maschine. Dadurch wurden also die Leichname sehr durcheinander geworfen. Am Ende wollten sie, ehe sie in die Gruft gebracht wurde, noch einige Leute sehen. Man öffnete den Sarg und fand die Mutter auf dem Gesicht liegend und mit ihrem Kinde in einen Haufen geschüttelt. Das schöne Weib, schwerlich noch 20 Jahre alt, die Krone unserer Damen, die auf manchem Balle den Neid der schönsten erregt, in diesem Zustande! Dieses Bild hatte mich zu der Zeit oft beschäftigt, zumal da ich ihren Gemahl, einen meiner eifrigsten Zuhörer, sehr wohl gekannt hatte. Diese traurige Geschichte erzählte ich nun jemandem im Traume, im Beisein eines Dritten, dem die Geschichte auch bekannt war; vergass aber (sehr sonderbar) den Umstand mit dem Kinde, der doch gerade ein Hauptumstand war. Nachdem ich die Erzählung, wie ich glaubte, mit vieler Energie und Rührung dessen, dem ich sie erzählte, vollendet hatte, sagte der Dritte: ja, und das Kind lag bei ihr, alles in einem Klumpen. — Ja, fuhr ich gleichsam auffahrend fort, und ihr Kind lag mit in dem Sarge. — Dieses ist der Traum; was mir ihn merkwürdig macht, ist dieses: Wer erinnerte mich im Traume an das Kind? Ich war es ja selbst, dem der Umstand einfiel; warum brachte ich ihn nicht selbst im Traume als eine Erinnerung bei? Warum schuf sich meine Phantasie einen Dritten, der mich damit überraschen und gleichsam beschämen musste? Hätte ich die Geschichte wachend erzählt, so wäre mir der rührende Umstand gewiss nicht entgangen. Hier musste ich ihn übergehen, um mich überraschen zu lassen. Hieraus lässt sich allerlei schliessen; ich erwähne nur eines, und gerade das, was am stärksten wider mich selbst zeugt, zugleich aber auch für die Aufrichtigkeit, womit ich diesen sonderbaren Traum erzähle. Es ist mir öfters begegnet, dass, wenn ich etwas habe drucken lassen, ich erst ganz am Ende, wenn sich nichts mehr ändern liess, bemerkt habe, dass ich alles hätte besser sagen können, ja, dass ich Hauptumstände vergessen hatte. Dieses ärgerte mich oft sehr. — Ich glaube, dass hierin die Erklärung liegt. Es wurde hier ein mir sehr merkwürdiger Vorfall dramatisiert. Überhaupt aber ist das mir nichts Ungewöhnliches, dass ich im Traum von einem Dritten belehrt werde; das ist aber weiter nichts als dramatisiertes Besinnen. Sapienti sat.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Februar träumte mir, ich speise auf einer Reise in einem Wirtshause, eigentlich auf einer Strasse in einer Bude, worin zugleich gewürfelt wurde. Mir gegenüber sass ein junger, gut angekleideter, etwas windig aussehender Mann, der, ohne auf die Umhersitzenden oder Stehenden zu achten, seine Suppe ass, aber immer den zweiten oder dritten Löffel voll in die Höhe warf, wieder mit dem Löffel fing und dann ruhig verschluckte. Was mir diesen Traum besonders merkwürdig macht, ist, dass ich dabei eine gewöhnliche Bemerkung machte, dass solche Dinge nicht könnten erfunden werden, man müsste sie sehen. (Ich meine, kein Romanschreiber würde darauf verfallen.) Dennoch hatte ich dieses doch in dem Augenblicke erfunden. Bei dem Würfelspiel sass eine lange hagere Frau und strickte. Ich fragte, was man da gewinnen könnte. Sie sagte: „nichts“; und als ich fragte,

ob man was verlieren könnte, sagte sie: nein! Dieses hielt ich für ein wichtiges Spiel.

Jedes Gebrechen im menschlichen Körper erweckt bei dem, der darunter leidet, ein Bemühen zu zeigen, dass es ihn nicht drückt: der Taube will gut hören, der Klumpfuss über rauhe Wege zu Fuss gehen, der Schwache seine Stärke zeigen usw. So verhält es sich in mehreren Dingen. Dieses ist für den Schriftsteller ein unerschöpflicher Quell von Wahrheiten, die andere erschüttern, und von Mitteln, einer Menge in die Seele zu reden.

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.

Woher man wohl die entsetzliche Abneigung des Menschen herühren, sich zu zeigen, wie er ist, in seiner Schlafkammer, wie in seinen geheimsten Gedanken? In der Körperwelt ist alles wechselseitig, das was es sich sein kann, und zugleich sehr aufrichtig. Nach unseren Begriffen sind die Dinge gegeneinander alles mögliche, was sie sein können, und der Mensch ist es nicht. Er scheint mehr das zu sein, was er nicht sein sollte. Die Kunst, sich zu verbergen, oder der Widerwille, sich geistlich oder moralisch nackend sehen zu lassen, geht bis zum Erstaunen weit.

Ich kann nur die Oberfläche der Leute auf meine Seite bringen, ihr Herz erhält man nur mit ihrem sinnlichen Vergnügen — davon bin ich so überzeugt, als ich lebe.

Das Glück des Menschen besteht in einem richtigen Verhältnis seiner Gemüteseigenschaften und seiner Affekte; wenn eine wächst, so leiden alle anderen, daraus entstehen unzählige Mischungen. Das, was man einen grossen Geist nennt, kann so gut eine Missgeburt sein, als es ein grosser Spieler ist, aber eine nützliche Missgeburt, so waren Savage und Günther wahrhafte Missgeburten; der Mann, der ruhig und vergnügt lebt, ist der eigentliche Mensch, und ein solcher Mensch wird es selten sehr weit in seiner Wissenschaft bringen, weil jede Maschine, die zu vielem nützen soll, selten zu jedem so stark nützen kann, als eine, die nur allein zu einer einzigen Absicht gemacht ist. Deswegen ist es eben so weise eingerichtet, dass wenige Leute Genie haben, als es weislich ist, dass nicht alle Leute taub oder blind sind.

Der gesunde Gelehrte; der Mann, bei dem Nachdenken keine Krankheit ist.

In der Sprache von Otaheiti heisst Erai die Sonne, erai der Himmel und Erao das weibliche Glied.

Wenn ich im Traum mit jemandem disputiere, und der mich widerlegt und belehrt, so bin ich es, der sich selbst belehrt, also nachdenkt. Dieses Nachdenken wird also unter der Form von Gespräch angeschaut. Können wir uns daher wohl wundern, wenn die früheren Völker das,

was sie bei der Schlange denken (wie Eva) durch: die Schlange sprach zu mir, ausdrücken? Von der Art sind die Ausdrücke: der Herr sprach zu mir; mein Geist sprach zu mir. Da wir eigentlich nicht genau wissen, wo wir denken, so können wir den Gedanken versetzen, wohin wir wollen. So wie man sprechen kann, dass man glaubt, es käme von einem Dritten, so kann man auch so denken, dass es lässt, als würde es uns gesagt. Hierher gehört der Genius des Sokrates. Wie erstaunlich vieles liesse sich noch durch die Träume entwickeln.

Wenn uns von einer Gesellschaft von Leuten träumt, wie sehr in ihrem Charakter lassen wir sie nicht reden! Warum gelingt uns das nicht ebenso, wenn wir schreiben?

Ich empfehle Träume nochmals. Wir leben und empfinden so gut im Traum als im Wachen, und das eine macht so gut als der andere einen Teil unserer Existenz aus. Es gehört unter die Vorzüge des Menschen, dass er träumt und es weiss. Man hat schwerlich noch den rechten Gebrauch davon gemacht. Der Traum ist ein Leben, das, mit unserem übrigen zusammengesetzt, das wird, was wir menschliches Leben nennen. Die Träume verlieren sich in unser Wachen allmählich herein, und man kann nicht sagen, wo das eine anfängt und das andere aufhört.

Dass wir uns im Traume selbst sehen, kommt daher, dass wir uns oft im Spiegel sehen, ohne daran zu denken, dass es im Spiegel ist. Es ist aber im Traume die Vorstellung lebhafter und das Bewusstsein und Denken geringer.

Worin mag der Grund der sonderbaren Erscheinung liegen, die ich so oft bemerkt habe, dass man mit jemandem in Traume von einem Dritten spricht, und wenn man erwacht, findet, dass der vermeinte Dritte gerade der Mann war, mit dem man auch gesprochen hat? Ist es vielleicht blosser Form des Erwachens, oder worin liegt der Grund?

Träume führen uns oft in Umstände und Begebenheiten hinein, in die wir wachend nicht gleich hätten können verwickelt werden, oder lassen uns Unbequemlichkeiten fühlen, welche wir vielleicht als klein in der Ferne verachtet hätten, und eben dadurch mit der Zeit in dieselben verwickelt worden wären. Ein Traum ändert daher sehr oft unseren Entschluss, sichert unseren moralischen Fond besser als alle Lehren, die durch einen Umweg ins Herz gehen.

Zwischen Wachen und Traum, auch bei der herannahenden Gottheit des Bacchus, nimmt oft die Erinnerung längst vergangener Wollust einen ganz himmlischen Schwung in unseren Seelen.

Man kann ebensogut träumen, ohne zu schlafen, als man schlafen kann, ohne zu träumen.

Wenn Leute ihre Träume aufrichtig erzählen wollten, da liesse sich der Charakter eher daraus erraten, als aus dem Gesicht.

Es wäre nicht gut, wenn die Selbstmörder oft mit der eigentlichen Sprache ihre Gründe erzählen könnten, so aber reduziert sie sich jeder Hörer auf seine eigene Sprache und entkräftet sie nicht sowohl dadurch, als macht ganz andere Dinge daraus. Einen Menschen recht zu verstehen, müsste man zuweilen der nämliche Mensch sein, den man verstehen will. Wer versteht, was Gedankensystem ist, wird mir Beifall geben; öfters allein zu sein, und über sich selbst zu denken, und seine Welt aus sich zu machen, kann uns grosses Vergnügen gewähren, aber wir arbeiten auf diese Art unvermerkt an einer Philosophie, nach welcher der Selbstmord billig und erlaubt ist. Es ist daher gut, sich durch ein Mädchen oder einen Freund wieder an die Welt anzuhaken, um nicht ganz abzufallen.

Den Männern haben wir so viel seltsame Erfindungen in der Dichtkunst zu danken, die alle ihren Grund in dem Erzeugungstrieb haben, z. B. die Ideale von Mädchen. Es ist schade, dass die feurigen Mädchen nicht von den schönen Jünglingen schreiben dürfen, wie sie wohl könnten, wenn es erlaubt wäre. So ist die männliche Schönheit noch nicht von denjenigen Händen gezeichnet, die sie allein recht mit Feuer zeichnen könnten. Es ist wahrscheinlich, dass das Geistige, was ein Paar bezauberte Augen in einem Körper erblicken, der sie bezaubert hat, sich ganz auf eine andere Art dem Mädchen im männlichen Körper zeigt, als es sich dem Jüngling im weiblichen entdeckt.

Hätte die Natur nicht gewollt, dass der Kopf den Forderungen des Unterleibes Gehör geben sollte, was hätte sie nötig gehabt, den Kopf an den Unterleib anzuschliessen. Dieser hätte sich, ohne eigentlich dasjenige zu tun, was man Sünde nennt, satt essen und sich satt paaren, und jener ohne diese Systeme schmieden, abstrahieren und ohne Wein und Liebe von platonischen Räuschen und platonischen Entzückungen reden und singen und schwatzen können. Küsse vergiften ist noch weit ärger von der Natur gehandelt, als das Vergiften der Pfeile der Feinde im Krieg.

Die Scheidewand zwischen Vergnügen und Sünde ist dünne; dass sie der Strom des langsamsten Blutes im siebzigsten in Stücke drückt. Was? Will denn die Natur, was sie nicht will? oder denkt die Vernunft, was sie nicht denken kann? Du Narr! Weg mit dieser verfluchten Demokratie, wo alles das Wort führen will. Wenn ich will, soll eine uneinheimische, eingeführte, nichtswürdige Sentenz aufsteigen und Fleisch und Blut Trotz bieten? Eine Sentenz, Herr, von diesem festen steten Hang eines ganzen Systems zur Wollust? Ja, werfe einem hungrigen Volk einen Zwieback zu und befriedige es oder halte die Flut mit einem Fächer auf. Sünde, was Sünde — dreitausend Stimmen gegen eine, es ist nichts. Eine Schuldinstinktion oder Priesterbetrug. So — hier stehe ich fest, und dieses bin ich. Seid, was ihr wollt, wohlan.

Ihr, die ihr so empfindsam von der Seele eurer Mädchen sprechen könnt, ich gönne euch diese Freude. Glaubt aber ja nicht, dass ihr so etwas Erhabenes tut oder sagt; oder dünkt euch nicht edler als der Pöbel, der gewiss so gar unrecht nicht hat, sich hauptsächlich an den Körper zu halten. Was doch ein junger Rezensionenleser für eine Idee von einem so feinen Sentiment hat! Der Bauersknecht schielt nach dem

Unterrock und sucht den Himmel dort, den du in den Augen suchst. Wer hat recht? Ich wäge keine Gründe in dieser Frage und noch viel weniger entscheide ich sie; aber raten will ich es aus treuem Herzen allen empfindsamen Kandidaten, dass sie sich mit den Bauern setzen, es könnte sonst auf verdrüssliche Weitläufigkeiten hinauslaufen.

Im Jahre 1780 kam Sir William Hamilton nach dem kleinen Städtchen Isagua in Abruzzo und bemerkte daselbst in einer dem heiligen Cosmos und Damian gewidmeten Kirche, dass eine Menge Weiber und Mädchen andächtig nach einem jungen Kanonikus hinschlichen, der ein grosses Becken vor sich stehen hatte, in welches diese Andächtigen etwas opferten, das Sir William nicht gleich erkennen konnte. Als er sich erkundigte, was das sei, was die Damen da in das Becken trügen, so sagte man ihm, es wären in Wachs geformte grosse Zehen des Schutzheiligen dieser Kirche, des heiligen Como. — Und warum würden sie denn geopfert? — Es geschähe, war die Antwort, sich damit Fruchtbarkeit zu erbitten. — Dass man nun gerade die grosse Zehe des Heiligen wählte, und nicht lieber den Daumen oder sonst einen Finger oder eine ganze Hand, machte die Neugierde des Philosophen rege. Er trat also näher hinzu, um die grosse Zehensammlung näher zu betrachten, und fand am Ende, dass das christliche Frauenzimmer zu Isagua in Abruzzo in einem christlichen Tempel im Jahre Christi Eintausendsiebenhundertundachtzig, um Fruchtbarkeit zu erlangen, wahre Priapen opferte, die mit vieler Kunst in Wachs geformt waren, und die man, um ein skandalöses Verfahren wenigstens hinter einer unschuldigen Benennung etwas zu verstecken, grosse Zehen genannt hatte. Die Mönche des Ortes schickten nämlich Leute aus mit Körben voll dieser Zehen, die sie feil auf den Strassen herumboten. Eigentlich hatten sie keinen bestimmten Preis, man konnte geben, was man wollte; aber da man hauptsächlich die Eigenschaft an ihnen rühmte, dass die Wirkung immer desto sicherer wäre, je mehr man dafür bezahlte, so zogen sie dadurch beträchtliche Summen an sich. Offenbar waren an dem Orte ehemals Priapeja gefeiert worden, und die Einkünfte dieser Wachsfiguren mochten den guten Nachfolgern des Heidentums zu beträchtlich geschienen haben, um sie nicht zum besten der heiligen Mutter Kirche zu verwenden und den heidnischen Gebrauch unter einem etwas züchtigeren Namen einzuführen. Sir William glaubt, die Wachsriapen würden noch in den nämlichen Formen gegossen, deren sich ehemals die heidnischen Priester bedient hätten. Bei seiner Rückkehr nach Neapel erzählte er seine Entdeckung am Hofe, und erst 1780 wurde der Priapenhandel dem lieben heiligen Cosmo gelegt.

Shakespeare hat eine besondere Gabe, das Närrische auszudrücken, Empfindungen und Gedanken zu malen und auszudrücken, die man kurz vor dem Einschlafen oder im leichten Fieber hat. Mir ist alsdann schon oft ein Mann wie eine Einmaleins-Tafel vorgekommen und die Ewigkeit wie ein Bücherschrank. Er müsste vortrefflich kühlen, sagte ich, und meinte den Satz des Widerspruchs, ich hatte ihn ganz essbar vor mir gesehen.

Unsere Welt wird noch so fein werden, dass es so lächerlich sein wird, einem Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster.

Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heisst vermutlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen.

Seitdem er die Ohrfeige bekommen hatte, dachte er immer, wenn er ein Wort mit einem O sah, als Obrigkeit, es heisse Ohrfeige.

Er las immer Agamemnon statt „angenommen“, so sehr hatte er den Homer gelesen.

Ich kann nicht sagen, dass ich ihm feind gewesen wäre, aber auch nicht gut, es hat mir nie von ihm geträumt.

Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland getan worden.

Ich kann den Gedanken nicht los werden, dass ich gestorben war, ehe ich geboren wurde, und durch den Tod wieder in jenen Zustand zurückkehre.

VI.

Zwei Träume Flaubert's.

Von Dr. Theodor Reik.

Zwei Träume des jungen Flaubert werfen das hellste Licht auf sein Seelenleben. Sie sind den „Mémoires d'un fou“¹⁾ entnommen, welche nach des Dichters eigenem Geständnisse das Spiegelbild seiner Jugendjahre bilden.

Des Nachts „hörte ich Schritte, man stieg die Treppe empor, eine Luft, wie ein übelriechender Duft drang bis zu mir. Die Tür öffnete sich von selbst. Es waren viele, vielleicht 7 oder 8; ich hatte nicht Zeit, sie zu zählen. Sie waren klein oder gross, mit rauhen, schwarzen Bärten bedeckt, ohne Waffen, aber alle hatten einen Dolch zwischen den Zähnen, und als sie sich im Kreise um mein Bett näherten, krachten die Zähne und das war schrecklich. Sie schoben meine weissen Vorhänge zurück und jeder Finger hinterliess eine Blutspur; sie betrachteten mich mit grossen, starren Augen ohne Lider; ich sah sie auch an; ich konnte keine Bewegung machen; ich wollte schreien. Es schien mir dann, als ob das Haus sich emporhebe von seinem Fundament, als ob es ein Hebel emporgehoben hätte. Sie betrachteten mich lange so, dann entfernten sie sich und ich sah, dass alle eine Seite des Gesichtes ohne Haut hatten und dass diese Seite langsam blutete. Sie hoben alle meine Kleider auf und alle hatten Blut, sie setzten sich zum Essen, und das Brot, das sie brachen, liess Blut entströmen, welches Tropfen auf Tropfen herniederfiel, und sie begannen zu lachen wie das Röcheln eines Sterbenden. Als sie nicht

1) Oeuvres de jeunesse. Bd. II. S. 493—495. (Eigene Übersetzung.)

mehr da waren, war alles, was sie berührt hatten, das Getäfel, die Treppe, die Dielen, alles war blutrot. Ich hatte eine Bitternis im Herzen; es schien mir, dass ich Fleisch gegessen hätte, und ich hörte einen langen, durchdringenden Schrei . . .“

Zur Deutung dieses Traumes ist die Betrachtung des Milieus, in dem das Kind aufwuchs, notwendig. Sein Vater war der berühmte Chirurg des Krankenhauses von Rouen. Er war ein ernster, strenger Mensch. Der Traum enthält die verhüllte Schilderung einer Operation. Oft genug hörte der Knabe im Familienkreise von ärztlichen Eingriffen sprechen. (Auch sein Bruder Achille war Chirurg.) Wie tief die Eindrücke des ärztlichen Milieus auf Flaubert wirkten, hat Dumesnil¹⁾ erst jüngst gezeigt. Alle Details sind diesem Milieu entnommen: das Operationsmesser, die Schar der Jünger seines Vaters.

Dem starren Blick der Einbrecher hat der strenge Blick des Vaters und die scharf beobachtende Haltung des Vaters zum Vorbild gedient. Was für eine Operation aber konnte der Knabe fürchten?

Wir wissen, dass Flaubert in seiner Jugend onaniert hat. Er gesteht selbst einmal in einem Briefe, er habe „sich selbst erregt“. In jenen Rousseaus Aufrichtigkeit überragenden Tagebuchblättern des jungen Flaubert, welche das Missfallen der Berliner Polizei erregt haben, wird von einer Szene von Phantasieonanie sachruhig erzählt. Welche Bedeutung dieser Komplex für das Leben und Schaffen des Dichters hatte, habe ich an anderer Stelle behandelt²⁾. Hier sei nur erwähnt, dass der Vater dem Knaben jedenfalls mit Strafe für seine jugendlichen Vergehen gedroht hat. Der Traum ist seiner ganzen Struktur nach ein Kastrationstraum: der Vater kommt mit dem Operationsmesser, um ihm das Glied wegzuschneiden.

Ungleich günstiger stehen die Verhältnisse für die Deutung des zweiten Traumes. Er ist mit dem ersten verbunden: wahrscheinlich durch einen inneren Zusammenhang. Der Held der Novelle, hinter dem Flaubert steckt, fährt nämlich fort: „Ein anderes Mal, es war in einem grünen, blumendurchwirkten Felde, längs eines Flusses, war ich mit meiner Mutter, die nahe am Ufer ging; sie fiel. Ich sah das Wasser schäumen, die Kreise sich vergrößern und plötzlich verschwinden. Das Wasser nahm wieder seinen Lauf und hernach hörte ich nichts mehr als das Geräusch des Wassers, welches zwischen den Binsen dahinfloss und das Schilf bog. Plötzlich rief mich die Mutter: „Zu Hilfe . . . zu Hilfe! O mein armes Kind, komm mir zu Hilfe!“ Ich beugte mich, platt auf dem Bauche liegend, über das Gewächs, um zu sehen, aber ich sah nichts, die Rufe dauerten fort. Eine unbesiegbare Macht hielt mich am Boden fest und ich hörte die Rufe: „Ich ertrinke, zu Hilfe, zu Hilfe!“ Das Wasser floss klar dahin, und diese Stimme, die ich vom Grunde des Flusses hörte, stürzte mich in die Tiefen der Verzweiflung und des Schmerzes.“ Wenn der erste, von uns angeführte Traum eine Kastrationsszene bedeutete, so stellt dieser einen typischen, ich möchte fast sagen klassischen, Geburtstraum dar. Durch die Forschungen Freud's, Stekel's und Rank's haben

1) Flaubert, son hérité, son milieu: sa méthode. Paris 1905.

2) In meinem Buche: „Flaubert und seine Versuchung des heiligen Antonius“. J. C. Bruns, Minden i. W. 1912.

wir Träume dieser Struktur als Geburts- und Rettungsträume kennen gelernt¹⁾.

Das Wasser bedeutet das Fruchtwasser, die Binsen die Schamhaare. Der Träumer möchte die Ertrinkende retten, d. h. ihr ein Kind machen. Und jetzt der stärkste Ausdruck dieser Inzestneigung als Wunscherfüllung: die Mutter ruft den Träumer selbst zur Rettung. Wir verstehen nun auch, welche „force invincible“ ihn festhält, nicht zur Tat kommen lässt. Es ist die moralische Hemmung. Daher stammt auch der mit dem Traume verbundene Affekt: beide Träume schliessen mit Angst, weil sie verbotene Wünsche verbergen.

Die Libido des Kindes und des Knaben war auf die Mutter eingestellt. Alle späteren Neigungen des Mannes gehen diesem Vorbilde unbewusst nach. Der Liebestypus Flaubert's war die verheiratete Frau, die Kinder hatte. Die Bedingung war: dass sie einem anderen gehörte. Zeit seines Lebens hat er eine geheime Liebe zur Prostitution bewahrt. Wie sind diese anscheinenden Widersprüche zu vereinen? Freud hat eine Erklärung gegeben. Das Kind, das zuerst das Geheimnis des elterlichen Verkehrs entdeckt, sieht in der Mutter eine Art Dirne. Das Tertium comparationis liegt wohl in der rückhaltlosen Hingabe der Frau. Und so fixiert sich die Neigung des Kindes jetzt auf diesen Typ. Was der Erwachsene nie und nimmer bewusst vereinigen kann, Mutter und Dirne, vermag das Kind (und der Neurotiker) zu verbinden. Freud hat die charakteristischen Merkmale dieser Art Objektwahl zusammengefasst; die wichtigsten sind: der Trieb zur Rettung der Geliebten (vgl. den obigen Geburts- und Rettungs Traum), ferner das Vorhandensein eines betrogenen Dritten, der an Stelle des Vaters steht und die Neigung zum Prostituiertentyp. Welchen Einfluss diese psychische Einstellung im Leben und Dichten Flaubert's allmählich gemacht, habe ich in meinem oben erwähnten Buche darzustellen versucht.

VII.

Über verschiedene Formen der Lustgewinnung am eigenen Leibe.

Von Ernst Marcus.

Es gibt zwei grundsätzlich verschiedene Arten der Lustgewinnung am eigenen Leibe. Das Kind ist autoerotisch; durch Reizung verschiedener Körperstellen gewinnt es, wenigstens in den ersten Stadien, objektlose, von keiner Phantasie begleitete Lust. Der heranwachsende Mensch in der Pubertät, der noch nicht den Mut oder Gelegenheit findet, seine sexuellen Wünsche in Wirklichkeit umzusetzen, der Neurotiker, dem die Realität versperrt ist, weil die seiner Einstellung adäquate

²⁾ Vgl. Freud, Traumdeutung. 3. Aufl. 1912 und Jahrbuch für psychoanalytische Forschung, Bd. II. S. 2 f., Stekel, Die Sprache des Traumes, Wiesbaden, 1911 und Otto Rank, Mythos von der Geburt des Helden. 1902. Fr. Denticke. Vgl. noch „Zur Rettungssymbolik“ von Otto Rank im Zentralblatt für Psychoanalyse. Bd. I. Heft 7.

Sexualbefriedigung aus inneren oder äusseren Gründen Unmöglichkeit scheint, greift zur Onanie. Diese ist nicht autoerotisch, nicht objektlos, sondern immer und ausnahmslos von in der bei weitem überwiegenden Zahl der Fälle bewussten alloerotischen¹⁾ Phantasien begleitet, ja geradezu durch sie bedingt. Die Form dieser Lustgewinnung ist meist Onanie, d. h. Masturbation am Genitale bis zum Orgasmus. Wir werden sehen, dass diese Art der Lustgewinnung am eigenen Körper bedeutend zweckmässiger ist als die verschiedenen anderen Formen, die ich besprechen will. Soweit sie mit der Onanie die alloerotischen Phantasien gemeinsam haben, will ich sie als onanieartige bezeichnen; diese sind bei weitem häufiger, doch kommt auch bei Erwachsenen, die sonst ganz normal sind, rein autoerotische Lustgewinnung vor.

Der ganze Körper als ganzer kann als Lustquelle dienen und diese Art der Lustgewinnung ist von den hier angeführten die allerhäufigste; ich zweifle überhaupt, ob es Menschen gibt, die sie nicht verwenden. Ich meine diese bekannte „süsse Müdigkeit“, dieses „wohlige Mattigkeitsgefühl“ mit seinem Dehnen und Strecken, dem Zupressen der Augen, der Hyperflexion und Hyperextension der Gelenke, Spannung und Entspannung der Muskeln. Diese Art der Lustgewinnung ist, soweit ich sie beobachten konnte, rein autoerotisch; doch ist es sehr gut denkbar, dass sie auch gelegentlich von Phantasien begleitet auftritt²⁾.

Jede beliebige Körperstelle kann als erogene Zone verwendet werden. Grosse Hautstücke samt dem darunter liegenden Fett werden gerieben, gepackt und gepresst. Manche Menschen pressen Stellen, die irgendwie schmerzhaft sind, blaue Flecken u. dgl. Blutkrusten werden häufig abgerissen. Besonders hervorzuheben ist natürlich die Gegend um das Genitale, ferner häufig die Axilla, die Mittellinie des Rückens („es läuft mir kalt über den Rücken“; willkürliches Hervorrufen einer Gänsehaut gehört hierher) und vor allem die Enden der Extremitäten. Man findet lustbetontes Zusammenpressen der Hand³⁾, Zusammenpressen der Finger (die Haut der seitlichen Fingerfläche ist besonders zart), Knacken mit den Fingern. Dasselbe (bis auf das Knacken) gilt in noch höherem Masse von Fuss, besonders von der Planta und den Zeheninterstitien; am wichtigsten ist das erste Interstitium, das an der Hand gerade am wenigsten oder gar nicht erogen ist. Der Fuss wird im Schuh gerieben, zusammengekrampft, die Zehen stark abgebeugt, der nackte Fuss an allerlei Gegenständen gerieben, Finger oder auch leblose Gegenstände in die Interstitien eingeführt (s. u. Schweiß), der ganze Fuss als Greifapparat benützt.

Die wichtigsten erogenen Zonen an den Extremitäten sind die Finger- und Zehenspitzen, vor allem der Nagelansatz und die Partien unter den Nägeln. Die Haut am Nagelgrund und an den Seiten wird zurückgeschoben, die verhärtete Haut an den Fingerspitzen abgeschnitten oder abgeissen,

1) Ich gebrauche den Terminus „alloerotisch“ statt Mäders „allerotisch“, um die von Prof. Freud wegen des Gleichklangs des griechischen *ἄλλος* mit dem deutschen „alles“ befürchtete Verwechslung der Bedeutung dieses Terminus mit panerotisch zu vermeiden. Ich glaube hiezu um so mehr Berechtigung zu haben, als Mäder auch statt des allgemein gebräuchlichen „autoerotisch“ „auterotisch“ sagt.

2) Ein Mädchen erzählt, dass sie immer bei grosser Müdigkeit den Wunsch hat, sich auf die Stirne küssen zu lassen, wohl eine Reminiszenz an den Gute-Nacht-Kuss aus der Kindheit.

3) Nach Mäder ist die Palma bei Epileptikern sehr häufig eine erogene Zone. A. Mäder, Sexualität und Epilepsie, Jahrbuch I, 1. Hälfte.

ein Nagel fährt unter den andern u. dgl., all das geht oft bis zum Schmerz, die Nägel werden abgebissen, und all das ist im hohen Grade lustbetont. — Auch der mediale Augenwinkel ist erogen.

Hervorzuheben sind auch jene Hautpartien, die behaart sind. Die Haare werden gezupft, von Hand und Zunge gestreichelt; hier spielt auch die Erogenität des streichelnden Gliedes eine Rolle.

Bekannt ist auch die „Masturbation im äusseren Gehörgang“¹⁾, (Sadger). Sie wird durch Einführen des kleinen Fingers, von Bleistiften u. dgl. ausgeführt, auch durch Einpressen des Ohrläppchens.

Bekannt ist die hohe erogene Bedeutung der Schleimhäute, soweit sie leicht zugänglich sind. Bekannt ist Anal- und Urethralerotik, ebenso die grosse Rolle, die der Mund bei der Objektliebe spielt. Er wird auch autoerotisch vielfach verwendet. Grosse Teile der Wangenschleimhaut, speziell der Schleimhaut unterhalb der Unterlippe, werden zwischen die Zähne genommen und stark gebissen. „Ich empfinde dabei gleichzeitig ein Lustgefühl an der Zunge, an dem gebissenen Teil und am Zahnfleisch, an das der eingeklemmte Teil von der Zunge gepresst wird.“ Auch sonst fungiert die Gingiva als erogene Zone; die Zunge wird an das Zahnfleisch gepresst, die Gingiva wird mit den Fingernägeln, mit Federstielen, Bleistiften anderen Instrumenten gepresst, Nadeln, Zahnstocher, Fäden werden zwischen die Zähne gezwängt, oft mit solcher Gewalt, dass Blut austritt²⁾, Die Zunge wird leise über die Wangenschleimhaut geführt, auch, wie schon angedeutet, über die Bartstoppeln.

Dass das Nasebohren besonders bei Kindern in hohem Grade lustbetont ist, ist bekannt. Es kommt in demselben Sinne auch bei Erwachsenen vor. Oft werden auch verhärtete und fest anklebende Sekretstücke abgerissen, eine Prozedur, die schmerzhaft und doch lustbetont ist.

Starke Muskelkontraktionen sind lustbetont. Bekanntlich hat der Sport hier eine, wenn auch nicht sehr bedeutende Wurzel. Besonders hervorzuheben sind Biceps brachii und Wadenmuskulatur bei Individuen, bei denen sie gut entwickelt sind, ferner der Schluckakt.

Die einzelnen Sinnesorgane können als solche Lustquellen werden. So kann das Schmecken des eigenen Speichels und Nasensekrets lustbetont sein, ebenso der Geschmack der eigenen Nägel, besonders der Fussnägel, an denen meist etwas Schweiss haftet, ferner der Geschmack abgerissener, abgebissener oder abgeschnittener Hautfetzen und Blutkrusten. Auch Blut aus Wunden wird geleckt. Ähnlich wirkt der Geruchssinn in bezug auf die eigenen Flatus, den Geruch des Urins, die eigene Körperausdünstung, den eigenen Schweiss. Ich möchte sogar die Vermutung aussprechen, dass das Phänomen des Schweissfusses hier eine seiner Wurzeln hat; doch fehlen mir diesbezüglich Beobachtungen. Es ist ferner bekannt, dass in pathologischen Fällen häufig Essen der eigenen Fäzes oder Trinken des eigenen Urins, noch häufiger der Wunsch danach, vorkommt.

1) In einem Traum eines Mädchens kommt das Ohr unverkennbar als Vaginasymbol vor. Vgl. auch Stekel, Die Sprache des Traumes, S. 48, 1. symbolische Gleichung.

2) Vgl. Stekel, ebenda, Traum 229, S. 227. Der Traum hat eine symbolische Bedeutung, ist aber durch die Erogenität der Gingiva überdeterminiert. Das dürfte fast überall der Fall sein, wo ein Organ, besonders des eigenen Körpers, als Symbol gebraucht wird. Die erogene Zone ist eben eine Prädilektionsstelle für das Eingreifen der Symbolik, ein locus minoris resistentiae, den das Verdrängte benützt, um sich zur Geltung zu bringen, ein „minderwertiges Organ“.

Während die Lustgewinnung mit Hilfe des Tast-, Geschmack- und Geruchsinns autoerotisch oder onanieartig sein kann, sind, soweit meine Erfahrungen reichen, bei den sogenannten höheren Sinnesorganen durchwegs psychische Mechanismen im Spiel. Es handelt sich hier einerseits um das Hören der eigenen Flatus, das Geräusch beim Fallen der Fäzes und beim Urinieren, also um Derivate der Anal- und Urethralerotik. Andererseits wird der Schautrieb und sein Korrelat, der Exhibitionstrieb, an der eigenen Person gleichzeitig betätigt. Es gibt Menschen, die Vergnügen daran finden, sich selbst nackt im Spiegel zu sehen, besonders auch bei erigiertem Penis; auch Onanie vor dem Spiegel kommt vor¹⁾. Hier, wie wohl meist bei der Exhibition, spielt der Gedanke mit: „Ich bin schön, stark, potent, also geeignet, anderen zu gefallen“, also rein onanieartige Lust. In manchen Fällen mögen auch narzissistische Momente mitspielen. Ähnliches mag auch von Menschen gelten, die sich gern reden, singen, pfeifen hören und sich einbilden, das ist schön; doch fehlen mir derartige Beobachtungen.

Die autoerotische Bedeutung der sadistisch-masochistischen Komponente haben wir gelegentlich der Besprechung des Beissens der Mundschleimhaut und der Fingerspitzen, des Pressens der Gingiva, der Haut um und unter den Nägeln, des Drückens und Reibens schmerzhafter Körperstellen, des Abreissens von Blutkrusten u. dgl. gestreift. Hierher gehören die bekannten Selbstkasteiungen der Mönche und Derwische. Ähnliches kommt auch ohne religiöse Einkleidung vor. Ein Fall eines 18jährigen Realschülers ist mir bekannt, der auch häufig unter alloerotischen sadistisch-masochistischen Vorstellungen onanierte; er ist der einzige unter allen von mir herangezogenen Fällen, der gleichzeitig keinen normalen Geschlechtsverkehr hatte, doch nahm er ihn einige Jahre später auf. Dieser schlug sich öfters mit einem spanischen Rohr, auch mit einer Florett Klinge recht kräftig auf das Gesäss und auf die Oberschenkel, auch vor dem Spiegel, allerdings ohne sich ernstlich wehe zu tun. Ob diese Akte nach Aufnahme des normalen Geschlechtsverkehrs weiter geübt werden, ist mir nicht bekannt.

Wir sehen also Lustgewinnung am eigenen Leibe in jeder nur denkbaren Form. Ich möchte nur noch ein Gemeinsames fast aller dieser Akte hervorheben, das eigentlich selbstverständlich ist. Sie können nicht zum Orgasmus führen, sie tragen den Charakter der Vorlust. Ein geringer Reiz erweckt den Wunsch nach immer mehr und mehr, bis das Lustgefühl in Schmerz einmündet, der auch anfangs noch lustbetont ist, bis endlich das Unlustgefühl überwiegt und der ganze Akt in Disharmonie endet. Weitere schädliche Folgen dieser frustranen Erregung sind mir nicht bekannt, doch möchte ich darüber kein bestimmtes Urteil abgeben. Nur auf eine Analogie möchte ich aufmerksam machen. Auch die infantile Onanie muss nicht immer zum Orgasmus führen. Vielleicht haben wir hier eine Wurzel des Umstandes zu suchen, dass die infantile Onanie zur Angst führt, dass sie auch ohne ausdrückliches Verbot als verboten angesehen wird. Die Unlust der frustranen Erregung mag als Strafe Gottes angesehen werden. Der Selbstvorwurf wegen der schliesslichen Unlust wird nach aussen projiziert, um gewichtiger zu werden. Doch auch hierüber kann ich kein bestimmtes Urteil abgeben¹⁾.

1) Sadger, Ein Fall multipler Perversion mit hysterischen Absenzen, Jahrbuch, II. Bd. I. Hälfte.

VIII.

Zur Homosexualität.

Von Alexander Schmid, Wien.

I. Nach Adler führen hauptsächlich zwei Komponenten zur Inversion: Unklarheit über Geschlechtsunterschiede und eine Sicherungstendenz in Form von Auflehnung (Trotz). — Zur Bestätigung dessen führe ich ein Beispiel an, den Fall eines mir bekannten jungen Mannes. Er ist der zweite Sohn eines Lehrers. Der Vater, ein typischer preussischer Oberlehrer von strenger, verschlossener Wesensart (u. a. hat er die Gewohnheit, mit seinen Söhnen von früher Jugend an auch zu Hause nur lateinisch zu sprechen) bevorzugt auffallend seinen ältesten Sohn, so dass der jüngere sich um so enger an die ihm ähnliche, mildere Mutter schliesst. Aber noch als Kind von nicht ganz zehn Jahren musste er sie verlieren, er ist nun — ganz allein dastehend — untröstlich über den Verlust, beweint die Verstorbene und besingt sie in zahlreichen hochtönenden Versen. Dem Vater, wie dem älteren Bruder bleibt er gleich ferne. Seine erste, ihm bewusst gewordene Geschlechtsregung hat homosexuellen Charakter, wobei als stärkstes Moment der Protest gegen die Zurücksetzung mitspielen mag, verbunden mit einem Einschlag von protestierenden Narzissismus. Sein lange Zeit hindurch nur auf dasselbe Geschlecht gerichtetes Empfinden wurde einmal in bemerkenswerter Weise durchbrochen, indem er eine erotisch gefärbte Neigung zu einer sehr bejahrten Frau fasste: dies ein Fall von Gerontophilie; die Angst vor einer alten Frau ist natürlich viel geringer als vor einer jüngeren, die ihr Geschlecht noch in markanter Weise repräsentiert. Die Verliebtheit in die Mutter ist aufgebauscht und arrangiert, um sich vor anderen Frauen zu sichern.

II. Es ist darauf nachdrücklich zu verweisen, dass Homosexuelle verhältnismässig zahlreich unter Künstlern und Leuten, die der Kunst nahe stehen, zu finden sind. Mit Umgehung der Renaissance, die viele Homosexuelle hervorbrachte, erwähne ich aus neuerer Zeit nur Winckelmann, Friedrich den Grossen von Preussen, den Grafen Platen, Oskar Wilde und einige lebende Künstler. — Wenn man in der seelischen Physiognomie der Genannten etwas Gemeinsames entdecken will, springt besonders ihr Stolz, ihr prononciert aristokratisches Gebaren in die Augen, das „odi profanum vulgus et arceo“ führen sie alle zu oberst in ihrem Wappenschild. Auch ihre Kunst hat etwas durchaus Exklusives, förmlich Isoliertes an sich: Sie wollen Priester sein, aber nicht Priester im Sinne von Führern, in denen sich die Stimme ganzer Völker resp. Massen eint, sondern Priester mit eigener, hieratischer Sprache, Hüter von Mysterien, von denen sie nur selten ein Stückchen Schleier heben.

Kann man nicht dem *l'art pour l'art*, das sich auf ihre Schöpfungen anwenden lässt, ein *l'homme pour l'homme* an die Seite stellen, zumal wenn man die ihnen allen eigene starke Entwertungstendenz gegenüber der Frau in Betracht zieht? Durch ausgebreitete und tiefeschürfende Untersuchung jedes einzelnen und Zusammenfassung gemeinsamer Momente müsste gezeigt werden — was ich hier nur andeuten kann —, dass eben ihr stark in die Höhe getriebener Stolz,

in dem sich aber auch eine starke Dosis ängstlicher Eitelkeit nachweisen lässt, eine Kompensation über das feminin Minderwertige in ihnen vorstellt.

III. Zur sogenannten Not-Homosexualität, wie sie auf Schiffen, in Gefängnissen, Kasernen usw. häufig vorkommt, bemerke ich, dass dabei sicher der zu Brutalität, Roheit und Vergewaltigungstendenz verdichtete männliche Protest von Seite des Stärkeren oder stärker scheinenden Wollenden eine grosse Rolle spielt. Übrigens findet man auch ihr Gegenteil: Homosexuelle Neigung aus freiem Willen. Z. B. galt es vor einigen Jahren in manchen Berliner Literatenkreisen für einzig richtig, sich homosexuell zu gebärden, oder noch besser: bisexuell zu sein resp. wenigstens zu tun, als ob mans wäre. Ich erinnere hier an den bezeichnenden Scherz, den einer machte, indem er im Café rechts von sich eine Kokotte und links einen Lustknaben placierte und ich erwähne ferner in diesem Zusammenhang Frank Wedekind's kleines Gedichtchen, gerichtet an eine seinerzeit sehr bekannte Diseuse:

„Von vorn besehen bist du die schönste Maid,
Die je ein Herz aus Liebesnot befreit.
Doch wenn du halb dich nur zur Seite kehrst,
Dann schien's mir schon, dass du ein Knabe wärst.
Drum bleibe ich wie dem Glücksrad stets dir nah,
Du duplex Venus Amathusia!“

Damals, an den Caféhaustischen Berlins, erhielt das Schlagwort von der Totalität des Sexualempfindens, das diese Leute angeblich erstrebten, seine Prägung; es zeigt sich darin deutlich das von Adler erwiesene Hinausgreifen wollen des neurotischen Charakters über alle Grenzen, es ist nur eine Sicherungsmassnahme des Nervösen, um das Gefühl von sich selbst zu erhöhen. Alle Himmel und Höllen will der Neurotiker durchmessen, Totalität und Universalität schwebt ihm in allem als Leitlinie — und bestimmendes Endziel vor, mag er ihrer auch nur in blossen Fiktionen teilhaftig werden.

IX.

Neurotische Lebenslinie im Einzelphänomen.

Von Otto Kaus, Wien.

Vom Standpunkte ausgehend, dass sich in den einzelnen Äusserungen eines Neurotikers nicht nur ein einziger (verdrängter) Gedanke, ein eng zirkumskripter Komplex von psychischen Fakten und Reaktionen manifestiert, sondern dass sich selbst aus den unbedeutendsten Details des modus vivendi die gesamte Einstellung zur Welt ableiten lässt, möchten wir eine kleine Episode erörtern, die uns geeignet scheint, uns wichtige Fragen über das Wesen der Zwangsneurose näher zu rücken.

Ein junger Mann, der an Zwangsneurose und Pseudologia phantastica leidet, teilt mir mit, er rauche von nun an nicht mehr Zigaretten,

sondern Pfeife. Da ich weiss, dass er, als beschnittener Jude, sehr stark an der Fiktion des „kleinen Penis“, am Gefühl der Verkürztheit und dem entsprechenden kompensierenden Drängen nach Männlichkeit, nach Ergänzung und Verlängerung zu tragen hat, äussere ich die Vermutung, er habe sich für die Pfeife entschlossen, weil diese den Vorzug habe, ein männliches Aussehen zu verleihen. Er leugnet und sagt, sie sei einfach „billiger“; nur deshalb habe er sie gewählt. Scheinbar auf seine Tendenz eingehend, füge ich hinzu, sie sei ausserdem hygienischer. Er bestätigt das lebhaft: man rauche eigentlich weniger als bei einer Zigarette. Wie er jedoch die Pfeife herauszieht, äussere ich Bedenken gegen diese Behauptung; denn das Instrument zeichnet sich durch einen sehr grossen und dicken Kopf aus Meerschaum aus, der auf ein beträchtliches Volumsvermögen schliessen lässt. Da geht ein sehr befriedigtes Lächeln über die Züge meines Partners: das sei gar nicht wahr! Der Behälter für den Tabak lasse sich nämlich abschrauben und sei viel kleiner! — Er tut das und da kommt in der Tat aus dem dicken Pfeifenkopf ein kleiner Kegel mit gebogenen Seiten zum Vorschein, der deutlich die Form einer Eichel trägt und an dessen Spitze ein kleines Loch für den Durchgang des Rauches angebracht ist (der Herr hat während einer Gonorrhöbehandlung vom Arzte gehört, dass er ein enges Orifizium habe).

Ich glaube, dass die freche Geste und das sardonische, hässliche Lachen, womit mir der Mann die beiden Teile der Pfeife jetzt entgegenhielt, der beste und konzentrierteste Ausdruck seiner ganzen Einstellung zur Welt und seiner Neurose sind: er will immer wieder den Eindruck erwecken, als ob er ein grosses männliches Sexualorgan hätte, was er durch fortwährendes, unkontrollierbares Lügen erzielt, um den innerlichen Trost, den Nebenmenschen „gefoppt“, entwertet, beschmutzt zu haben, zu geniessen. — Bemerkenswert ist auch die sekundäre Verwendung eines bei demselben Falle sehr ausgeprägten neurotischen Zuges, nämlich des Geizes, und zwar nicht im Sinne einer Sublimierung, sondern als Umkleidung und Unterstützung seiner stärkeren Haupttendenz; er weiss, dass die Ausrede der Verbilligung plausibel erscheinen wird und schützt dadurch die Aufdeckung der aggressiven Linie, die in seinem Entschlusse liegt. Ähnlich, wenn auch schwächer, äussert sich die Syphilidophobie in dem Vorwand der „Hygiene“.

Wir brauchen also dem Phänomen nur die äusserliche Hülle der harmlosen Begründung, die jedoch in ihrer Art auch charakteristisch für das Individuum ist, abzustreifen und es zeigen sich uns in wünschenswertester Deutlichkeit die beiden Extreme eines höchst komplizierten und kunstreichen Lebensplanes: das Gefühl der Minderwertigkeit einerseits, das Grössenideal, das Bedürfnis nach Überlegenheit, nach Hebung des Selbstbewusstseins andererseits. Der Weg der Lüge präsentiert sich als ein Arrangement, um Widerstände im Bilde zu überwinden und gefährliche Situationen, die das Insuffizienzgefühl unterstreichen könnten, zu umgehen; dabei wird der Lügner von der aktuellen Absicht geleitet, seinem Partner gegenüber eine, wenn auch nur fiktive Überlegenheit, zu betonen und trägt die Pseudologie in sich, als einen jederzeit bereiten Mechanismus, um die Entwertung der Aussenwelt und die Hebung seines

Persönlichkeitsgefühls durchzuführen¹⁾). Ausserdem kann man an dem Beispiel nachweisen, inwieweit die Libido sexualis, die Genitalorgane und Sexualsymbole in den Mechanismus der psychischen Entwicklung eingreifen; unserer Überzeugung nach nicht primär motivierend, sondern nur Material schaffend; als ein Reservoir von Fakten und Realien, die einer weiteren Verwendung zugeführt werden können, — das Genitale speziell, mit seiner empfindlichen Mechanik und Struktur, als willkommene Pforte zum Gefühl der Minderwertigkeit und Zurücksetzung, das wir immer dann auftauchen sehen, wenn der Neurotiker eine besonders starke Aggression, einen Feldzugsplan vorbereitet. Er holt sich daraus die Kraft und Berechtigung zum Vorgehen; der Stachel des Schmerzes reizt ihn zum Angriff und lässt ihn den Sieg, wenn er auch mit noch so unredlichen Mitteln errungen wurde, als den Erfolg einer ausgleichenden Gerechtigkeit empfinden.

Auf das Phänomen der Pseudologie eingehend, möchten wir gegen die ätiologische Erklärung Stellung nehmen, die Rank in den „Diskussionen über Onanie“ zu geben versucht²⁾). Dort wird die Lügensucht, besonders bei Kindern, aus dem Masturbationskomplex abgeleitet, insoferne als die ehemals zur Herstellung der Befriedigungssituation verwendeten Phantasien der intensivsten Verdrängung und Nachwirkung aus dem Unbewussten fähig sein sollen. Dabei soll das Hauptgewicht nicht auf der aufdringlichen Form der Lügensucht liegen, sondern vielmehr auf dem passiven Verhalten oder trotzigem Ableugnen der geforderten Wahrheit. Das Wesentliche sei also die Verheimlichung und auch wo es zur aktiven Lüge kommt, scheine sie weniger der (wunschgemässen) Entstellung von Tatsachen als dem Bedürfnis nach Verleugnung eines psychischen Tatbestandes zu dienen³⁾). Was den Zusammenhang zwischen Masturbation und Pseudologie anbelangt, sind wir der Ansicht, dass die Onanie, wie bei jeder Zwangsneurose, wohl auch in der Anamnese der Lügensucht eine Rolle spielen kann; aber wir verweisen dabei auf die oben ausgesprochene Ansicht über die Rolle der Sexualität in der psychischen Entwicklung und präzisieren sie dahin, dass die Onanie insoferne bei einer Lügensucht in Betracht kommt, als wir in ihr den Ausdruck derselben Tendenzen wiederfinden müssen, welche das Individuum zum Arrangement der Lüge geführt haben, — nicht etwa als ob die Masturbation direkt motivierend die Pseudologie auslösen könnte, wie Rank behauptet. (Im geschilderten Falle wurde die Onanie sehr mässig ausgeübt, aus Geiz und Vorsicht, um seine männlichen Kräfte nicht zu vergeuden und sie für den Kampf mit der Frau [in dem als weitere Sicherung die Syphilidophobie wirkt] zu sammeln; ausserdem gewährte dem Knaben seine Enthaltensamkeit ein Gefühl der Überlegenheit über seine weniger tugendhaften und „sinnlichen“ Kameraden, — wir sehen also an dem Phänomen der Masturbation, wie stark und tyrannisch die Mächtendenz und das Kampfbewusstsein zu einer Zeit im Individuum herrschten, in der angeblich die Befriedigung der übermächtig

1) Eine umfassendere Ausführung dieser Ansichten und eine genauere Präzisierung der funktionellen Bedeutung und aktuellen Verwertung des pseudologistischen Mechanismus behalten wir uns vor.

2) Die Onanie. Vierzehn Beiträge zu einer Diskussion der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung“. Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden, 1912.

3) Ibidem, S. 117.

auftauchenden Pubertätslibido das Sinnen und Trachten jedes Menschen ausfüllen soll.) Rank begeht in seiner Annahme den Fehler, die aggressive Komponente, welche in der Pseudologie liegt und die ihr erst eine Richtung und einen funktionellen Wert gibt, vollkommen zu übersehen; die Abwehrtendenz, die er hervorhebt, hat nur eine sekundäre Bedeutung und tritt erst dann in Aktion, wenn der Lügner darauf bedacht sein muss, seine falschen Behauptungen vor Entdeckung zu bewahren, weil damit leicht eine Niederlage für ihn verbunden sein könnte. Bei besonderen Anlässen gelingt es ihm jedoch sogar die Entdeckung der Lüge zu seinen Zwecken zu verwerten und in den Mechanismus der Pseudologie einzubeziehen, wenn er nämlich ungestraft und gefahrlos sich die Genugtuung gewähren kann, dass sich der andere beschmutzt und gefoppt weiss. In der Linie liegt auch die Erklärung der intermittierenden Impotenz, die bei unserem Falle vorkommt; wenn er unter Anwendung aller seiner Verführungskünste und Don Juan-Allüren (Don Juan als „derjenige, der die grossen Genitalien hat“) eine Frau verführt und in eine gefährliche Situation gebracht hat, die ihm auch bei ausbleibendem Koitus zum Richter über die Frau einsetzt und ihm ihre Ehre, ihren Ruf und ihr Lebensglück in die Hand spielt, greift seine Impotenz weiter; er empfindet sie nicht als eine eigene Blamage, sondern als eine Blamage der Frau, die ihm ins Netz gefallen ist.

Die Analogien zu anderen Äusserungen desselben Individuums sind bei der Pseudologie aus dem Grunde so vielfältig und leicht zu entdecken, weil der Neurotiker weder bewusst noch unbewusst das Hauptgewicht auf das Lügen legt, sondern sogar gezwungen ist, um lügen zu können, vor sich selbst die Tatsache, dass er lügt, zu verheimlichen. Das klare Bewusstsein des Faktums würde nur sein Minderwertigkeitsgefühl betonen und den Enderfolg der Hebung des Selbstbewusstseins abschwächen. Der Lügner halluziniert eine Realität, weil er sie braucht, ebenso wie der Angstneurotiker die Angst halluziniert; der Lügner glaubt in eben demselben Masse an sein Hirngespinnst wie der Angstneurotiker seine Angst fürchtet: ebensoviel oder ebensowenig, je nach dem Grade seiner Unsicherheit; er ist auch meistens bestrebt, nur unter den wahrscheinlichsten Eventualitäten zu wählen, nicht nur um die Fiktion nach aussen, sondern auch nach innen unterstützen zu können.

Damit treffen wir eine charakteristische Färbung der Lügensucht, welche ihr eigentlich erst die starke pathologische Bedeutung verleiht (sie kann das Bild einer Sinnesverwirrung vortäuschen) und zu dem Wesen der Neurose überhaupt hinüberführt, die sich immer als ein Kunstgriff darstellt, die Wirklichkeit zu fälschen, aus der geraden, realen Perspektive eine schiefe, krankhafte Systematik der Phänomene der Aussenwelt zu gestalten, um einem Ideal von Grösse und Macht zum Siege zu verhelfen. Der Lügner kann auch seinen Zweck erreichen, indem er die Wahrheit sagt, oder besser: indem er die Wahrheit lügt¹⁾. Besonders, wenn die betreffende Wahrheit etwas abenteuerlich und seltsam ist, kann er leicht die Genugtuung haben, dass ihm die Leute nicht glauben und zuletzt unrecht behalten. Er hat dabei sogar Gelegenheit,

1) Ein Witz erzählt: Ein Jude fragt den anderen: „Wohin fährst du?“ — „Ich fahre nach Krakau.“ — „Wenn du sagst, du fährst nach Krakau, so willst du, dass ich glaube, du fährst nach Lemberg; du fährst also doch nach Krakau. Warum lügst du, du Schuft?“

sich als Märtyrer und Verfechter der Wahrheit zu fühlen, — und ist im Grunde froh, dass er nun eine Zeitlang unbehelligt wird aufschneiden können, weil er auf seinen Sieg hinweisen kann. Alle seine Reden werden ja nur von dem Bedürfnis geleitet, sich immer wieder zu beweisen, dass er gescheiter, intelligenter, scharfsinniger und schlauer ist als die anderen, dass ihm die anderen auf seine genialen Schliche nicht kommen können usw., es ist ihm jedoch im Grunde gleich, ob er dieses Ziel durch die Wahrheit oder durch die Lüge erreicht.

Die Frage nach der Herkunft der Pseudologie führt uns auf die generelle Frage von der Neurosenwahl, die man wohl nur von Fall zu Fall befriedigend lösen kann. Einige Hauptpunkte, die bei der Entwicklung der Pseudologie in Betracht kommen können, wollen wir festhalten: lügenhaft werden meistens Kinder sein, die infolge einer allgemeinen körperlichen Schwäche oder einer spezifischen organischen Minderwertigkeit, die sie von der geradlinigen Ausgestaltung ihrer Kräfte abhält (im vorliegenden Falle liegt ein angeborenes Vitium cordis vor; Missbildungen der unteren Extremitäten), darauf angewiesen zu sein glauben, im Kampfe ums Dasein mit den Kunstgriffen und Finten des Geistes auszukommen (daher die Überschätzung ihrer intellektuellen Fähigkeiten und das Bedürfnis, deren Leistungsfähigkeit fortwährend zu prüfen); Kinder, die zu oft von den Eltern zur Wahrheit gemahnt wurden und das Lügen als Mittel des Widerspruches erlernt haben, um ihm dann jedoch noch wichtigere Interessen einzuverleiben; Kinder, die zu oft zur Lüge greifen mussten, weil zu strenge Eltern sie auch bei kleinen Anlässen hart bestraft hätten, und im Lügen einen Ausweg vor der drohenden Situation, die ihnen ihre Minderwertigkeit vor Augen geführt hatte, fanden; andererseits Kinder von zu leichtgläubigen Eltern, die sich leicht durch eine Lüge ihre Grenzen der Freiheit und Tätigkeit erweitern konnten. Ein Trauma kann bei der Entstehung der Pseudologie insofern wirksam sein, als das Kind (oder auch der Erwachsene) bei einer bestimmten Gelegenheit, die auch sonst für das Kräftespiel Minderwertigkeit — Grössenideal wichtig war, erlernt haben kann, wie es sich aus der Verlegenheit rettet oder seinen überlegenen Standpunkt besonders stark behauptet. Eine tiefere Einsicht in das Wesen der Pseudologie kann man jedoch nur dann gewinnen, wenn man sich nicht auf eine retrospektive Betrachtung beschränkt, sondern immer in Erwägung zieht, dass der Neurotiker etwas Zukünftiges, Grosses, ein stets fernes Ziel erreichen will; nur im Hinblick auf dieses Ziel hat die Lüge einen Sinn. In dem Augenblick, da der Neurotiker durch die wachsende Unsicherheit seiner Lebenslage gezwungen wird, stärkere Sicherungen und stärkere Mittel der Aggression zu suchen, wird er aus allen seinen Erlebnissen und Erfahrungen jene herausgreifen, die diesem Zwecke am meisten entsprechen; ist genügendes Material aufgespeichert, so greift er zur Lüge und entwickelt die Pseudologie als ein Arrangement im Dienste des männlichen Protestes.

X.

Kant über das Verhältnis der Geschlechter.

Von Paul Schrecker, Wien.

In der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“, dem einzigen Werke Kant's, welches eine ausführliche Inhaltspsychologie enthält, findet sich eine Reihe von Aussprüchen, welche beweisen, dass er das konkrete Verhalten von Mann und Weib zueinander in seiner psychischen Motivierung wenn nicht durchschaut, so doch in den Hauptzügen richtig gesehen hat.

Wie bekannt, teilt Kant die Leidenschaften (wir würden heute allerdings nicht allem, was er so bezeichnet, diesen Namen geben) in angeborene und solche ein, die erst aus der Kultur hervorgehen. Erstere sind Freiheits- und Geschlechtsneigung, zur zweiten Gattung gehören Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Wenn wir für diese Dreierheit der „erworbenen“ Leidenschaften (wie sie erworben werden, diese Frage stellt und beantwortet Kant nicht klar) einen gemeinsamen Namen suchen, so fallen wir sofort auf Nietzsche's „Willen zur Macht“ und zwar mit um so grösserer Berechtigung, als sie „nicht mit dem Ungestüm eines Affects, sondern mit der Beharrlichkeit einer auf gewisse Zwecke angelegten Maxime verbunden sind“ (S. 230 der Originalausgabe). Sie bilden demnach eine Leitlinie zur Erreichung der „gewissen Zwecke“. Diese können nun, da Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht „von Menschen auf Menschen gerichtete Begierden“ sind, nur die mittelbare oder unmittelbare Macht über die Mitmenschen sein, und da die drei Leidenschaften „blos auf den Besitz der Mittel gehen, um alle Neigungen, welche unmittelbar den Zweck betreffen, zu befriedigen“ (S. 233), so werden sie sich auch der angeborenen Freiheits- und Geschlechtsneigung bedienen, um ihre Ziele zu erreichen; wir haben dabei unter Freiheitsneigung nach Kant's Erklärung das Bedürfnis, nach eigener Wahl glücklich zu werden und von niemandem abhängig zu sein, zu verstehen. Da die Befriedigung der Freiheitsneigung in diesem Sinne schon eine Voraussetzung der Beherrschung der Mitmenschen ist — man kann offenbar nicht wirklich von jemandem abhängen und zugleich Gewalt über ihn haben —, so wird die Herrschsucht vor allem dahin tendieren, in jeder Beziehung möglichst unabhängig von fremdem Willen und selbständig zu sein; die Ehrsucht aber begibt sich in Abhängigkeit von der Meinung anderer — ein scheinbar schwer zu lösendes aber sehr reales Dilemma, unlösbar dann, wenn man die Frage nach der Entstehung der „erworbenen“ Leidenschaften nicht stellt. Es wirft immerhin schon einiges Licht auf das Problem, wenn Kant sagt, dass die Herrschsucht „von der Furcht anfängt, von andern beherrscht zu werden und darauf bedacht ist, sich bey Zeiten in den Vortheil der Gewalt über sie zu setzen“ (S. 238). Wenn aber Kant vorher sagt, die Ehrsucht sei „das Ansinnen an einen Anderen, sich selbst, in Vergleichung mit jenem gering zu schätzen“ und sie sei eine verfehlte Ehrbegierde, da sie „als Mittel, andere Menschen zu seinen Zwecken zu gebrauchen“ betätigt wird, aber den entgegengesetzten Erfolg hat, die Mitmenschen nämlich abstösst, so zeigt sich die innere Einheit von Herrschsucht und Ehrsucht. Die Habsucht

schliesst sich enge an, da sie „eine Macht enthält, von der man glaubt, dass sie den Mangel jeder anderen zu ersetzen hinreichend sey“ (S. 239), um so mehr, als ihre Befriedigung zugleich die Befriedigung der Ehrsucht in sich begreift; denn, wie Kant bemerkt, „der grosse Haufe bewundert den Mann, der so grosse Handelsweisheit beweiset“.

Noch klarer ist bei Kant das Ineinanderspiel von Wille zur Macht und Geschlechtsneigung. Auf der männlichen Seite ist das Verhältnis ziemlich einfach, denn die Liebe des Mannes geht ja unmittelbar auch auf vollständige Beherrschung der Geliebten, wie die Eifersucht zeigt. (Allerdings kann sich hier ein Konflikt ergeben, wenn die Herrschsucht und Geschlechtsneigung der Freiheitsneigung entgegenarbeiten; davon spricht Kant aber nicht und scheint es übersehen zu haben.)

Anders verhält es sich auf der weiblichen Seite: zwar wirken auch hier die gleichen Leidenschaften wie auf der männlichen; aber da die Kräfte zu gering sind, um unmittelbar herrschen zu können, macht das Weib einen Umweg. „Was die mittelbare Beherrschungskunst betrifft“, sagt Kant, „z. B. die des weiblichen Geschlechts durch Liebe, die es dem männlichen gegen sich einflösst, diesen zu ihren Absichten zu brauchen, so ist sie unter jenem Titel (nämlich der Herrschsucht) nicht mit begriffen; weil sie keine Gewalt bey sich führt, sondern den Unterthänigen durch seine eigene Neigung zu beherrschen und zu fesseln weiss. — Nicht als ob der weibliche Theil unsrer Gattung von der Neigung über den männlichen zu herrschen, frey wäre (wovon gerade das Gegentheil wahr ist), sondern weil es sich nicht desselben Mittels zu dieser Absicht als das Männliche bedient, nämlich nicht des Vorzugs der Stärke (als welche hier unter dem Worte herrschen gemeint ist), sondern der Reitze, welche eine Neigung des andern Theils, beherrscht zu werden, in sich enthält“ (S. 238 f.). Das bedeutet, dass in der Liebe beide Teile herrschen wollen, nur durch verschiedene Mittel: der Mann durch seine Stärke, seinen Mut und seine geistige Überlegenheit, das Weib dadurch, dass es die Glückseligkeit des Mannes in Abhängigkeit von ihrem Willen bringt, sich „der Neigung des Mannes zu ihr bemeistert“. Die Frau benützt so ihre Minderwertigkeit in jenen Eigenschaften, durch welche der Mann herrscht, als „Hebezeuge, die Männlichkeit zu lenken und sie zu jener ihrer Absicht zu gebrauchen“ (S. 285).

Es ist zweifellos, dass die Frau auf diese Weise ihre Leidenschaften befriedigen kann, solange sie in der weiblichen Rolle das Gleichgewicht ihrer verschiedenen Bedürfnisse und Fähigkeiten behält. Das muss sich aber ändern, wenn entweder der Mann jene erwähnten Eigenschaften verliert oder wenn sie dem Weibe gegenüber keine Superiorität mehr bedeuten, da dieses sie auch schon erworben hat und in dieses Stadium tritt die Kultur im Laufe der fortschreitenden Entwicklung. „Wenn der verfeinerte Luxus hoch gestiegen ist, so zeigt sich die Frau nur aus Zwang sittsam und hat kein Heel zu wünschen, dass sie lieber Mann seyn möchte: wo sie ihren Neigungen einen grösseren und freyeren Spielraum geben könnte; kein Mann aber wird ein Weib seyn wollen“ (S. 291). In unseren Lebensverhältnissen wird also, das erleben wir täglich, das Weib mit männlichen Mitteln ihre Leidenschaften

zu befriedigen trachten. Soviel lässt sich aus der Anthropologie über Kant's Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter entnehmen.

Fragen wir nun nach dem Verhältnis dieser von Kant durch reine Beobachtung und Menschenkenntnis aufgestellten Behauptung zu den Resultaten der neueren Forschung, so ergibt sich eine auffallende Verwandtschaft mit den Theorien Alfred Adler's, welche man wohl als neue Stütze für diese in Anspruch nehmen darf. Eine kurze Überlegung wird das noch augenfälliger machen.

Niemand kann leugnen, dass, wie die Furcht beherrscht zu werden den Willen zu herrschen verursacht, umgekehrt wieder der Wille zur Macht vor allem auf Vermeidung jeder Abhängigkeit geht. Da aber die Frau, solange sie ihre weibliche Rolle behält, naturgemäss vom Manne abhängig ist, so wird sie sich, sobald der von Kant bezeichnete Umschwung eingetreten ist, in dieser Rolle unglücklich, minderwertig fühlen und wird, da sie ja ihre somatische Weiblichkeit nicht ändern kann, wenigstens in ihren Handlungen so auftreten, als ob sie ein Mann wäre; d. h. sie wird männliche Mittel, vor allem eine gewisse Aktivität und Aggressivität (herrschen und Gewalt sind für Kant ziemlich gleichbedeutend und sind es in gewisser Masse auch für uns, wenn auch die Gewalt meistens nur einen symbolischen Ausdruck findet) zur Befriedigung ihres Willens zur Macht verwenden.

Komplizierter ist das Verhältnis beim Manne. Hier sind zwei psychische Motivierungen wirksam: einerseits wird der Mann, welcher infolge einer angeborenen oder erworbenen, körperlichen oder geistigen Minderwertigkeit über die männlichen Mittel zur Herrschaft nicht verfügt, seine Männlichkeit stärker betonen, also eine intensivere Aktivität und Aggressivität entfalten, um sich das Gefühl der Macht über die Mitmenschen zu sichern. (Der von Adler so genannte „männliche Protest“.) Es kann aber auch sein, dass er, wenn es ihm vorteilhafter erscheint, weibliche Mittel benützt, um zu herrschen. Andererseits aber ergibt sich in vielen Fällen ein Konflikt zwischen der Herrschsucht und der Geschlechtsneigung, da der Mann fürchtet, durch die Liebe, die ihn in Abhängigkeit vom Weibe bringt, seine Herrschaft zu verlieren; dann erzeugt der Wille zur Macht die Furcht vor der Frau. Ebenso besteht aber die Furcht vor dem Manne bei der Frau, die mit der weiblichen Rolle unzufrieden ist, und so ergeben sich „männlicher Protest“ und „Furcht vor dem sexuellen Partner“ als Resultante des Willens zur Macht und der fortschreitenden Kulturentwicklung.

XI.

Zur Psychologie des Stotterns.

Von Paul Schrecker, Wien.

Zur Theorie des psychogenen Stotterns und der Schwerhörigkeit, welche in den letzten Jahren die Psychoanalyse vielfach beschäftigt hat, möge die Charakteristik des alten Grandet in Honoré de Balzacs Roman „Eugénie Grandet“ eine Illustration liefern. Vater Grandet, der seine bäurische Unsicherheit durch die Anhäufung immenser Reichtümer überwinden will, dann das Prototyp eines neurotischen Geizhalses wird und

ohne reale Befriedigung seines Ehrgeizes es sich am blossen Machtbewusstsein genügen lässt, stottert zeitweilig und ist gleichzeitig schwerhörig. Und zwar immer gerade dann, wenn es gilt, eine wichtige geschäftliche oder private Entscheidung zu treffen, wie er auch ein Geschäft nie bei der ersten Unterredung abschliesst, sondern den anderen Teil jedesmal mit einem „Wir werden sehen“ vertröstet. Diesen Sprach- und Gehörfehler hatte er aber nicht seit jeher, sondern er nahm ihn erst nach einem für ihn bedeutsamen Erlebnis an: Als er noch nicht so reich gewesen war, war es einmal einem jüdischen Händler gelungen, ihn trotz seines kniffigen Verstandes zu übervorteilen. Der Händler stotterte entsetzlich und legte im Gespräch seine Hand muschelförmig ans Ohr, um besser zu verstehen. Grandet war durch dieses fortwährende Stottern ungeduldig geworden und hatte die Worte und Sätze, die sein Gegner nicht herausbrachte, ergänzt. Und darum war er überlistet worden; denn er war dadurch gezwungen, das zu sagen, was der Händler sagen wollte, so zu raisonnieren, wie dieser raisonnierte und sich infolgedessen schliesslich ganz im Gedankengeleise des Stotterers zu bewegen. Diesen Trick imitierte Grandet nun in Zukunft, indem er bei allen wichtigen Anlässen so arg stotterte, dass sein Gegner ungeduldig wurde und, da er ausdrückte, was Grandet selbst vorbringen wollte, endlich ohne es zu wissen auch dessen Standpunkt einnahm und seinen eigenen verliess. Ebenso war es mit seiner Schwerhörigkeit, die ihm selbst Zeit zur Überlegung ließ, während der Gegner gezwungen war, ununterbrochen zu reden und in seiner Ungeduld immer mehr von seinen geheimen Nebenabsichten verriet.

Diese von Balzac mit intuitivem Scharfblick durchschaute Verwendung einer scheinbaren Minderwertigkeit zur Befriedigung des „Willens zur Macht“ liefert eine Bestätigung, wie man sich sie eklatanter gar nicht denken kann, für die von Adler auf psychoanalytischem Wege aufgedeckte Ätiologie des neurotischen Stotterns, die später auch von Alfred Appelt gefunden wurde. Denn dieses Stottern ist nur eine spezielle Form der dem Neurotiker im allgemeinen eigenen „zögernden Attitüde“ (Adler), in der er sich vor Überrumpelung und Herabwertung sichert. Und wie auch Balzac zeigt, ist es zugleich ein Mittel, die Mitmenschen zu beherrschen, das der alte Geizhals Grandet mit wahrer Virtuosität ausgebildet hat. Denn es lässt sich kaum eine stärkere und für den Sieger gefahrlosere Besiegung des Gegners denken, als dadurch, dass man ihn gegen seinen Willen, ja sogar ohne sein Wissen zwingt, diejenigen Gesichtspunkte und leitenden Ideen zu den seinen zu machen, die mit den Absichten, die man selbst hat, übereinstimmen.

Referate und Kritiken

Wagner v. Jauregg, Über krankhafte Triebhandlungen. Vortrag, gehalten in der kriminalistischen Vereinigung in Wien am 26. Februar 1912. Wiener klinische Wochenschrift, XXV. Jahrg., Nr. 11, 14. März 1912, S. 403.

„Von Triebhandlungen spricht man, wenn eine Willenshandlung aus einem einzigen Motiv hervorgeht, das in der Regel in einem einfachen

sinnlichen Gefühl wurzelt.“ Das Handeln des Kindes auf der ersten Entwicklungsstufe ist somit hauptsächlich ein triebartiges.

Der Stehltrieb ist jedem Kinde angeboren; er wird aber durch die Erziehung gehemmt, wenn er nicht abnorm stark ist. Im letzteren Falle gibt es alle Übergänge vom moralischen Menschen, der nur unter dem unwiderstehlichen Zwang seiner Abnormität und unter äusserstem Widerstand gelegentlich stiehlt und das Gestohlene nicht verwertet, durch die weniger Moralischen, die mit mehr oder weniger Bewusstsein den Trieb in den Dienst der Genusssucht oder der Arbeitsscheu stellen, zu den Gewohnheitsdieben, bei denen das Triebartige in den Hintergrund tritt vor der Schwäche der Moral überhaupt, und schliesslich bis zu den gewöhnlichen Dieben, bei denen gar kein pathologischer Trieb besteht.

Ein schwächer ausgebildeter Trieb kann in Schranken gehalten werden, bis etwa ausserordentliche Umstände (Menstruation, Alkohol) den Widerstand schwächen. Die Frage, ob ein bestimmter Mensch im Falle war, dem Antrieb zu einer verbrecherischen Handlung zu widerstehen, will Wagner v. Jauregg sehr richtig nur auf folgende Weise beantworten: „Die vollzogene Tat erst ist der vollste und zugleich der einzig mögliche Beweis, dass der Täter dem Antrieb zur Tat nicht hat widerstehen können.“ Das Hauptkriterium der Kleptomanie liegt für den Gerichtsarzt darin, dass nicht zum Zwecke der Erwerbung gestohlen wird. Da der § 335 des österreichischen Strafgesetzes als ein Merkmal des Diebstahls die Absicht anführt, sich oder einem Dritten einen unberechtigten Vermögensvorteil zuzuwenden, kann ein echter Kleptomane gar nicht als Dieb bestraft werden. Er kann aber in leichterer Weise wegen „eigenmächtiger Aneignung“ nach § 345 bestraft werden.

Die anderen Triebverbrechen haben nun nach Wagner v. Jauregg psychiatrisch und forensisch ähnliche Bedeutung. Besonders erwähnt werden die Pyromanie, die sexuellen Verbrechen und der Mordtrieb. Dabei macht Verf. in richtiger Weise darauf aufmerksam, dass oft die nachträglich angegebenen Gründe (z. B. Rache bei Brandstiftung) in Wirklichkeit nur eine nachträgliche Rationalisierung seien.

Die in dem Vortrag sehr schön dargestellte Lehre von den krankhaften Trieben hat aber doch einige Schwächen, die gerade in dieser Darstellung sich fühlbar machen. Der Stehltrieb des Erwachsenen, der mit „Unruhe und Angst“ verbunden ist, scheint doch eigentlich etwas anderes zu sein, als der normale kindliche Trieb, sich der erreichbaren Objekte zu bemächtigen, und sicher ist prinzipiell etwas anderes der Brandstiftungstrieb. Denn die Freude am hellen Feuer ist in keiner Weise vergleichbar mit dem zur Erhaltung des Individuums notwendigen Trieb, brauchbare Dinge in seinen Besitz zu bringen. Bemerkenswert ist auch, dass nach Verfasser selbst die Feuerträume der Pyromanie mit geschlechtlicher Erregung verbunden sein könne. Und direkt mit den Tatsachen im Widerspruch ist die Bemerkung, dass die Anknüpfung falscher Assoziationen an den Geschlechtstrieb, die zu Perversitäten führt, in der Pubertät oder nach derselben geschehe. Die meisten dieser Perversitäten lassen sich ja schon früher nachweisen. Es wäre schön, wenn die Wissenschaft auch in diesen Punkten unser Wissen ergänzen könnte. Die Psychoanalyse hat allerdings schon angefangen, es zu tun. Bleuler, Burghölzli.

Dr. phil. U. Josefovici, Die psychische Vererbung. (Sammlung von Abhandlungen zur psychologischen Pädagogik.) Aus dem „Archiv für die gesamte Psychologie“. Herausgegeben von E. Meumann. III. Band, 2. Heft. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1912.

Der Verfasser betont, die erste Arbeit geliefert zu haben, welche das Problem der psychischen Vererbung von allen Seiten in Angriff nimmt. — Der erste Abschnitt enthält eine Darlegung und kritische Sichtung der wichtigsten biologischen Theorien, insbesondere der Vererbungslehren Darwin's, Spencer's, Galton's, de Vries', Weismann's. Das Problem der Vererbung erworbener Eigenschaften stellt sich naturgemäss in den Vordergrund des Interesses, die bisher durchgeführten Experimente „machen die Vererbung erworbener Eigenschaften höchst wahrscheinlich“.

Der zweite Abschnitt behandelt die psychische Seite des Vererbungsproblems. Der eigentliche Zweck der Untersuchung ist die Darlegung der Möglichkeit eines Nachweises der psychischen Vererbung durch die menschliche Psychologie und durch die Tierpsychologie. Eine Anzahl von Experimenten werden vorgeschlagen und diese auf ihre Durchführbarkeit geprüft. Es sollen Untersuchungen angestellt werden z. B. über die Variationen der Qualitäts- und Intensitätsunterschiedsempfindlichkeit und ihrer Vererbungsmöglichkeit, über die Prädisposition zu gewissen Affektlagen, über die Vererbung gewisser stark ausgeprägter Gefühlsformen usw. In letzter Linie sollen die Untersuchungen zur Beantwortung der Frage führen, ob die Persönlichkeit erblich ist oder nicht. Der Autor ist sich bewusst, dass die Studien nicht nur an der Individualpsychologie, sondern auch an einer Charakterologie, richtiger gesagt, an einer „Typenpsychologie“ orientiert werden müssen. Andere Wissenschaften hätten wichtige Ergänzungen zu liefern, so z. B. die Neuro- und Psychopathologie; eine Frage, die die Tierpsychologie zu beantworten hat, wäre die der psychischen Vererbung bei Bastardierungen. Der Verfasser will keine neuen Lehren oder neue experimentelle Nachweise liefern, sondern bezweckt nur die Präzisierung neuer Richtlinien für künftige Forschungen und gibt prinzipielle Bemerkungen zu den auf diesem Gebiete sich ergebenden Problemen. Im Sinne dieser Grundaufgabe des Werkes behandelt der letzte Abschnitt den Zusammenhang des Physischen und Psychischen und die Grundsätze der Erklärung psychischer Vererbung nach erkenntniskritischen Gesichtspunkten. Die materialistischen und selbstredend auch die theologischen Erklärungen werden abgelehnt. Die einzige Möglichkeit eines lückenlosen Verständnisses der psychischen Vererbung liegt für den Autor in der „höchstwahrscheinlichen Hypothese des psychophysischen Parallelismus“. Ihre völlige Durchführung in der psychischen Vererbung, also auch für den Keim, ist aber nur möglich, wenn der Begriff „psychisch“ erweitert wird, nur dürfen in diesen erweiterten Begriff „psychisch“ nicht Latenzzustände mit einbezogen werden, weil diese nicht erlebt werden können und somit, nach der Ansicht des Autors, ein solcher Begriff den Grundvoraussetzungen des Psychischen widerspricht. Es muss daher eine elementare Form des „Erlebens“ auch für den Keim postuliert werden.

Wir können in diesem Rahmen nicht näher darauf eingehen und bemerken bloss, dass in diesem, für die erkenntnistheoretische Betrachtung

tung des Parallelismus, allerkritischsten Punkte, der Frage nach der Kontinuität des psychischen Geschehens durch den Keim hindurch über das individuelle Leben hinaus, auch die vorliegende Deutung nicht völlig befriedigend ausgefallen ist. Die antimaterialistische Auffassung ist hier, unbeschadet ihrer sonstigen Berechtigung, am schwersten zu vertreten, diese Schwierigkeit steigert sich aber noch viel mehr, wenn der Autor im Sinne Wundt's u. a. jede Abweichung vom Satze: psychisch = bewusst als *contradictio in adjecto* bezeichnet. Über diese Schwierigkeit leitet auch die Definition des Autors nicht hinweg: „Das Psychische kann seinem Wesen nach noch elementarer sein, als die von der Psychologie unterschiedenen psychischen Elemente.“ — Doch müssen die sehr lesenswerten Aufstellungen und die ersten Bemühungen des Autors zur Rechtfertigung eines „Erhaltungsprinzipes psychischen Geschehens“ voll anerkannt werden.

Das Buch ist trotz der stellenweise undeutlichen Diktion dem biologisch und philosophisch vorgebildeten Psychoanalytiker zu empfehlen. Die darin angeregten Untersuchungen werden vielleicht in Zukunft den Nachweis erbringen, dass viele der von den Psychoanalytikern aller Schattierungen mit dem Ausdruck „Identifizierung“ meines Erachtens etwas zu einseitig aufgefassten Phänomene, einer biologischen Erklärung möglicherweise besser zugänglich sind.

Gaston Rosenstein.

Richard Thurnwald, Probleme der ethno-psychologischen Forschung. Zur Praxis der ethno-psychologischen Ermittlungen besonders durch sprachliche Forschungen. In „Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie“. Herausgegeben von William Stern und Otto Lipman. Heft 5. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1912.

Die Aufsätze erörtern die Ziele der ethno-psychologischen Forschung und geben in Form einer Instruktion für wissenschaftliche Reisende die Wege an, auf denen die Erforschung fremder Völker angebahnt werden kann.

Gaston Rosenstein.

Dr. Hans W. Maier, Unfallgutachten über Fälle von *Dementia praecox*. Korrespondenz-Blatt für Schweizer Ärzte. Jahrg. 1912. Nr. 8.

An zwei in der psychiatrischen Universitätsklinik in Zürich begutachteten *Dementia praecox*-Fällen sucht Maier nachzuweisen, dass auch ein von aussen einwirkendes Moment auf die meist von Jugend auf vorbereitete und hauptsächlich durch endogene Ursachen hervorgerufene Krankheit Einfluss zu nehmen vermag und daher bei einem Versicherungsanspruch berücksichtigt werden muss. Verf. ist der Ansicht, dass bei zur *Dementia praecox* disponierten Individuen irgendwelche Schockwirkung einen Anfall auslösen kann, der nach der Erfahrung in Parallelfällen ohne dies Trauma zu dieser Zeit sonst nicht eingetreten wäre. Es sei dabei durchaus nicht nötig, dass eine Bewusstlosigkeit eingetreten sei. Der Schock mit der folgenden Störung des seelischen Gleichgewichtes genügt völlig, um die latente Disposition in einen Anfall ausgesprochener Geistesstörung zu verwandeln. Es sei allerdings anzunehmen, dass in solchen Fällen die Disposition so stark sei, dass auch ohne das Trauma die Geisteskrankheit einmal ausgebrochen wäre, aber nicht gerade in diesem Zeitpunkte, sondern erst später.

Der Willkürlichkeit „bei Abschätzung des Schadens, der auf die Rechnung des auslösenden Momentes und desjenigen, der auf die des endogenen Krankheitsprozesses zu setzen ist“, sei sich Verf. bewusst, doch scheine es im Interesse der Patienten gelegen zu sein, wenn die Möglichkeit einer solchen gutachtlichen Fragestellung mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg in den ärztlichen Kreisen allgemeiner bekannt ist.

Dr. Bernhard Dattner.

Wilhelm Specht, Zur Phänomenologie und Morphologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen. Zeitschrift für Pathopsychologie, II. Bd., 1. Heft.

Das vorliegende Heft enthält die beiden ersten Teile der Arbeit, in denen der Verfasser die Phänomenologie der Wahrnehmung und die Phänomenologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen bespricht. So wenig gegen die Prämisse, dass es sich bei den Halluzinationen um Wahrnehmungstäuschungen und nicht um Sinnestäuschungen handelt, einzuwenden wäre, so unzuverlässig und unnötig erscheinen mir die Resultate der weiteren Untersuchung. Es ist richtig, dass es keine Sinneswahrnehmungen in der Inhaltsbedeutung dieses Wortes gibt, weil die Wahrnehmung eine Innentätigkeit ist, eine Art Verwertung der Sinnestätigkeit, aber unrichtig ist es, daraus eine partielle Unabhängigkeit der Wahrnehmung zu folgern. So sagt Specht: „Derselbe identische Gegenstand kann mir auch durch andere Sinnesfunktionen gegeben sein.“ Wohl: wenn ich einen Tisch betaste, nehme ich denselben Gegenstand wahr, als wenn ich diesen Tisch sehe; wenn ich ihn betaste, so habe ich gleichzeitig auch sein erschautes Bild; aber wir werden doch nicht vergessen: vorausgesetzt, dass ich diesen Tisch oder zum mindesten irgend einen Tisch schon gesehen habe. Daraus folgt doch nicht, dass es für die Wahrnehmung gleichgültig sei, ob ich einen Gegenstand sehe, oder betaste, oder höre, sondern nur, dass die Bekanntschaft mit dem Gegenstande mir die Wahrnehmung insoweit erleichtert, als bei der Funktion eines Sinnes das Wahrnehmungsobjekt sich leicht zu den anderen ergängt.

Ähnlich verhält es sich bei den Halluzinationen. Specht sagt zwar, dass „das, was bei den echten Wahrnehmungstäuschungen in Erscheinung tritt, bei den pathologischen Phänomenen wiederkehrt“, aber die Gleichsetzung des Wertes der einzelnen Sinnesfunktionen für die Einheit der Wahrnehmung, die ich früher die partielle Unabhängigkeit nennen konnte, bedingt hier, auf dem Gebiet der pathologischen Erscheinungen, durch ihre Unsicherheit und Ungenauigkeit die schiefe Stellung, in die diese Fragen geraten, so dass Specht das Wesen der Halluzinationen mit der Bezeichnung: „Vermeintlichkeit“ zu treffen glaubt. Zwar hat er das letzte Wort darüber noch nicht gesprochen, da die Morphologie der Wahrnehmungstäuschungen noch im nächsten Heft zu erscheinen hat, aber die Krankengeschichten, die besprochen werden, bieten Gelegenheit, durch die Art ihrer Deutung das wissenschaftliche Ziel, das der Autor verfolgt, zu erkennen. Specht bespricht unter anderen einen aus Sander zitierten Fall: Einem kranken Mädchen kam es, während es auf einem Stuhle sass und damit schaukelte, plötzlich vor, als ob ihr Fuss gegen einen weichen Gegenstand stiesse: sie blickte unter den Tisch und sah einen dreibeinigen Hasen, den sie dann durch die Tür hinauslaufen sah. Der Autor hat Recht, wenn er sagt, dass es sich hier nicht um eine Tast- und obendrein um eine

Gesichtshalluzination handelt, sondern dass es zwei Erscheinungen einer und derselben Halluzination sind; aber es gelingt ihm nicht, eine halbwegs annehmbare Formel für seine Ansicht zu finden. Wenn er sich dann gegen die Assoziations-Psychologie wendet, so wollen wir mit ihm glauben, dass eine Erklärung, die das Objekt der Wahrnehmung auf eine Empfindungsassoziation zurückzuführen versucht, niemals eine Lösung sein kann. Doch zeigt sich eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie manchmal im Traume beobachten können, in den Wahrnehmungstäuschungen immer wieder, dass sich nämlich mit einem Bild, das in Korrelation zu einem Sinne steht, bald genug ein zweites, zu einem zweiten Sinne korrelatives Bild deckt. Steht nun das Mädchen, das mit dem Fusse einen weichen Gegenstand zu berühren glaubt, wo keiner ist, unter einem Zwange, so zeigt die Wahl des Objektes der Parallelempfindung ihres Auges, in unserem Falle also die Wahl des Hasen, noch viel deutlicher die Tendenz ihrer Neurose. Nicht dass ihr Auge den Gegenstand ersieht, den ihr Fuss berührt, sondern dass dieser Gegenstand ein Hase ist, darauf kommt es an. Denn die Halluzination ist nicht die „Krankheit“, sondern eine Form, und zwar eine von vielen, in der die „Krankheit“ eine Entspannung sucht.

Max Cresta.

Parkes Weber, Two strange cases of functional disorder with remarks on the association of hysteria and malingering. Sonderdruck aus *International Clinics* I, 22. Philadelphia.

Wer meint, dass die Wiener psychologische Schule, die, mit einer neuen und eigenartigen Methode arbeitend, ganze (wenn auch verschiedenartige) Systeme des psychischen Geschehens konstruiert hat, wirklich Positives, wissenschaftlich Wertvolles geleistet hat, der kann nicht erwarten, in einem 14 Seiten langen Aufsatz Aufklärungen zu finden, die über das in den Schriften Freud's oder Adler's Gegebene hinausgehen. Besonders, da der Verfasser nur auseinandersetzen will, in welcher Richtung beiläufig er sich die Lösung des Rätsels der Hysterie gelegen denkt.

Andererseits macht es der Mangel eines ausgearbeiteten Systems und einer besonderen Methode wieder bemerkenswerter, wenn Weber's Beitrag zur Lösung des Neurosenproblems sich so nah mit den Ergebnissen von Adler's Forschungen berührt, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

Im ersten Teil der Arbeit werden rein deskriptiv zwei Fälle berichtet, die uns weiter nicht beschäftigen sollen, im zweiten Teil entwickelt Weber ziemlich theoretisch, unter geringer Bezugnahme auf die vorher mitgeteilten Fälle, seine Hysterietheorie. Anknüpfend an die Auffassung Hippokrates', die Hysterie komme von einer Erkrankung der weiblichen Geschlechtssteile, erklärt Weber, der natürlich auch eine männliche Hysterie kennt, sie sei begründet in einer „Übertreibung oder Unordnung der tertiären weiblichen Geschlechtscharaktere“. So nennt er psychische Eigenschaften „weiblicher“ Art, die sich entsprechend der bisexuellen Theorie auch beim Manne finden sollen. Jedem, der mit Adler's Theorien vertraut ist, wird auffallen, wie nah dies dem Ausdrucke Adler's kommt: der Neurotiker glaube sich in einer weiblichen Rolle zu befinden und bediene sich weiblicher Mittel zum männlichen Protest. Dass es sich aber nicht nur um eine Annäherung in der Ausdrucksweise handelt, sondern dass Weber wirklich eine ähnliche Erscheinung im Auge hat wie Adler, sieht man später. Mehrere Klassen

von Hysterie-symptomen werden aufgezählt (Schmerzen, Lähmungen, Suggestibilität etc.), wobei Weber im Einzelnen ausführt, mit jedem dieser Symptome benehme sich der Kranke wie eine Frau. Man kann also nicht bezweifeln, dass Weber in diesen Punkten das Richtige — da er der analytischen Methode Freud's ausgewichen ist und Adler kaum kennen dürfte — erraten hat. Und wenn ein solches intuitives Vorgehen auch nicht geeignet ist, neue Resultate wissenschaftlich zu begründen oder alte neu zu fundieren, so kann man immerhin eine Bestätigung der Richtigkeit von Adler's Auffassung darin finden, wenn andere unbeeinflusst, nur aus der Betrachtung der Tatsachen heraus, zur gleichen Auffassung gedrängt werden.

Franz Grüner.

Die Onanie. Vierzehn Beiträge zu einer Diskussion der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung“. — Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden 1912.

Man könnte die vorliegende Publikation auch von einem internen Standpunkte, aus der Perspektive der Herausgeber, als welche die Redaktion der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung“ zeichnet, kaum als gelungen betrachten, eine Tatsache, die um so mehr befremdet, als sich die Mitarbeiter aus einem Kreise rekrutieren, der seit Jahren das Studium sexualpathologischer Phänomene förmlich monopolisiert und mit grossem Eifer betrieben hat. Die Diskussionen bringen nicht nur kein Licht in das wichtige Problem der „Onanie“, sondern sind eher imstande, die Frage noch zu komplizieren; wie weit das Ergebnis von einem halbwegs befriedigenden Erfolg entfernt ist, geht schon daraus hervor, dass man nicht einmal die geringste Übereinstimmung über die Formulierung und das Wesen des behandelten Problems erzielen konnte. Man hätte sich vielleicht viel Arbeit und Mühe von vornherein ersparen können, wenn man mehr dem Umstand Rechnung getragen hätte, dass eine Antwort nur dann verständlich erscheint, wenn man die Frage kennt. Die Missachtung dieser wichtigsten Vorbedingung jeder wissenschaftlichen Arbeit brachte es mit sich, dass nicht nur die verschiedenen Autoren vielfach zwecklos aneinander vorbeireden, sondern dass auch den von den einzelnen vorgebrachten Resultaten jede Treffsicherheit und jede Kontrolle fehlt, da sie richtungslos ins Leere gehen. Unter solchen Bedingungen können selbst die kühnsten Behauptungen niemals kühn genug erscheinen, da keine Notwendigkeit der Einschränkung vorliegt und sie sich bei einer eventuellen Nachprüfung immer wieder auf etwas anderes beziehen können. Wenn das eine gute Präventivmassregel gegen eine Kritik ist, so ist es eine um so schlechtere Unterstützung für die Wirkung der geleisteten Arbeit. Die Einsicht der Herausgeber, die im Vorwort zugeben, „es mag viel vorbeigeredet und vorbeigehört worden sein“, kann diesen Eindruck nicht abschwächen, der andererseits ihre gute Absicht, „zu zeigen, auf welche Wege die Forschung über die Probleme der Onanie durch das Auftauchen der psychoanalytischen Arbeitsweise gedrängt worden ist“, bedauern lässt, — weil es eben mit der guten Absicht allein nicht getan ist und das Geringste, was man von einem so umfangreichen Werk verlangen kann, wirklich das wäre, zu erfahren, auf welche Wege usw. Anstatt dessen wird man sich bewusst, dass zu viele Wegweiser nicht nach Rom, sondern in eine pfadlose Wirrnis führen. Wir konstatieren das mit Bedauern, denn wenn so emsige Betrachter des menschlichen Sexuallebens in einer

Kapitalfrage desselben im Grunde uns um keinen Schritt weiterführen können, möchte man beinahe an der Möglichkeit einer Lösung verzweifeln; mit doppeltem Bedauern, weil ein solcher Misserfolg geeignet ist, das Vertrauen zu einer Methode und einer Schule, die Gutes geleistet hat, zu erschüttern. Wir wollen uns jedoch bemühen, den einzelnen Autoren zu ihrem Rechte zu verhelfen und diejenigen, die eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel bilden, hervorzuheben.

Es wäre interessant zu erfahren, nach welchem System die Reihenfolge der Beiträge bestimmt wurde, ob dabei einfach die chronologische Aufeinanderfolge der Vorträge beachtet wurde, oder ob die Herausgeber bemüht waren, einen tieferen Sinn in die räumliche Anordnung zu bringen. Man wäre beinahe geneigt, einen solchen darin zu vermuten, dass H i t s c h m a n n's Ausführungen das Werk einleiten, während F r e u d's Vortrag einen wirkungsvollen Abschluss schafft. H i t s c h m a n n lässt uns nämlich, abgesehen von jenen Stellen, wo er F r e u d zitiert, also durch ein rein äusserliches Merkmal, beinahe vollkommen vergessen, dass eine neue Stunde der psycho-pathologischen Forschung geschlagen hat. Im Vergleich zu radikaleren Kollegen (R a n k, T a u s k, S t e k e l) steht er eigentlich auf dem Boden der guten alten Zeit und bringt pädagogische Ratschläge vor, die mit den Kenntnissen übereinstimmen, welche sich Gymnasiasten aus dem Konversationslexikon holen, — was wir mit Freuden begrüßen, da dieser Umstand die allzu schroffe und schädliche Haltung, welcher sich die psychoanalytische Schule älteren Leistungen gegenüber befleissigt, abzuschwächen imstande ist. Frugale, den Sport fördernde Erziehung usw., volle Aufrichtigkeit zwischen Kind und Erzieher, liebevolle, robuste ablenkende, die Verführung ausschliessende Betätigung sind gute pädagogische Prinzipien, die sicher sehr gute Erfolge zeitigen können, wenn sonst keine ungünstigen Bedingungen vorherrschen, und gegen die nichts einzuwenden wäre, als dass sie eben bisher auch bekannt waren, ohne dass sie die Leiden der Menschheit irgendwie gelindert hätten. Wir können seiner Ansicht, die er übrigens mit den meisten seiner Mitarbeiter teilt, dass die Onanie unter gewissen Bedingungen von Vorteil sein kann, weil sie den Betreffenden vor allerlei Gefahren schützt (Geldausgaben, Infektion, schlechte Gesellschaft), nicht beistimmen und heben sie nur hervor, um einem Missverständnis, das sich durch das ganze Werk zieht und in S t e k e l's Referat besonders stark hervortritt, von vornherein entgegenzutreten. Dahingegen nehmen wir mit H i t s c h m a n n an, dass in der Masturbation bei Mädchen wohl eine Art infantiler Männlichkeit nachzuweisen wäre, wenn man sich die Mühe gäbe, diesen Weg weiter zu verfolgen; ein Weg, der jedoch unserer Ansicht nach sehr weit von sexual-ätiologischen Prinzipien weg und der Annahme eines „männlichen Protestes“ sehr naheführt. Dass exzessive Onanie der Behandlung nur schwer zugänglich sei, ist bedauerlich, um so mehr als H i t s c h m a n n aus ihr die meisten hystero-neurotischen Symptome ableitet, so dass also eine allgemein ungünstige Prognose für jede Psychotherapie gestellt wird, die ja das Spezialgebiet eines Psychoanalytikers darstellt. Allerdings führt die exzessive, durch Jahre betriebene Onanie nur „zuweilen“ zur sexuellen Neurasthenie. Man könnte eigentlich annehmen, dass exzessive Onanisten schon früher neurotisch waren.

F e r e n c z i erinnert uns durch die große Wichtigkeit, die er der Frage beimisst, ob Koitus und Masturbation psychologisch und physio-

logisch verschieden zu wertende Vorgänge sind, daran, dass wir wohl in einer Zeit der Umformung aller Begriffe und des beständigen Zweifels leben. Wir wollen hoffen, dass dieser Umackerung eine reiche Ernte folgen wird. Was den Begriff der Eintagsneurasthenie anbelangt, den der Autor einführen möchte, nehmen wir an, von einer Eintagsneurasthenie könne nur dann die Rede sein, wenn man die Vorgeschichte übersieht, da man sonst gezwungen wäre, an eine creatio ex nihilo zu glauben, was beim Übersehen charakterologischer Anhaltspunkte sehr leicht möglich ist. Dieser Standpunkt lässt sich eben nur von der eminent retrospektiven Freud'schen Anschauungsweise aus festhalten, welche von allen Autoren (mit Ausnahme von Tausk und Federn) ihren Ausführungen zugrunde gelegt wird (Charakter als Wirkung nach aussen und in die Zukunft). Die diesbezügliche Lückenhaftigkeit des Systems zeigt sich am deutlichsten im Referat Sadger's, der als für den Ananisten charakteristisch gewisse Merkmale hervorhebt, die Gemeingut aller Neurosen sind (wohl deshalb, weil Onanie kein zirkumskriptes Symptom ist), obwohl sich der Autor durch die Annahme einer „Überkompensation“ zu helfen sucht. Stekel's Behauptung, nicht die Onanie, sondern die Abstinenz nach exzessiver Onanie sei schädlich, mutet wie der paradoxe Ausdruck einer halben Wahrheit an: beides ist möglich, insofern als Onanie und Abstinenz dasselbe ausdrücken und dasselbe Ziel verfolgen können. Dass das Individuum in jeder Liebesbeziehung sein „Ich“ suche, kann wahr sein, hat jedoch mit der Libido nichts zu tun, sondern führt gerade von der sexuellen Fragestellung weg. Friedjung bringt interessante Beobachtungen über Organminderwertigkeit und Masturbation bei Kindern, enthält sich jedoch jeder Schlussfolgerung, die gerade hier nicht uninteressant wäre.

Eingeweihten dürfte die Stellungnahme Tausk's bedeutungsvoll erscheinen. Wir waren seltsam überrascht von der Haupttendenz seiner Beweisführung, die sehr stark mit den „leitenden Ideen“ seiner Kollegen kontrastiert. Er begeht nur den Fehler, einen Misston in sein System durch die Annahme einer Doppeldetermination psychischer Phänomene zu bringen (wie z. B. eines Arterhaltungs- und eines Selbsterhaltungstriebes, zwei Begriffe, die vielleicht fruchtbare philosophische Fiktionen sind, bei einer psychologischen Untersuchung jedoch, die reale psychische Fakten zu präzisieren hat, die grösste Verwirrung anrichten müssen). Aus der Wichtigkeit, die er dem Ichbewusstsein (eine unzutreffende Umschreibung des Persönlichkeitsgefühls) beimisst, geht deutlich hervor, dass der Autor bestrebt ist, mit der Entwicklung der Zeit Schritt zu halten und besonders die Ergebnisse der vergleichenden Individualpsychologie (für welche Alfred Adler's Werk „Über den nervösen Charakter“¹⁾ grundlegend ist) mit erfreulicher Bereitwilligkeit übernommen hat. Der Grundton seiner Behauptungen bezieht sich auf Auffassungen über die Verwendung der Angst, wie wir sie aus Adler's „Neurotischer Disposition“²⁾ kennen und aus dessen Theorien des neurotischen „Junktims“, auf den Gegensatz des Kindes zu den Eltern seinen Drang, den Eltern gleichzukommen, die selben zu überflügeln, auf die treibende Kraft des Selbstbewusstseins und

1) Alfred Adler, „Über den nervösen Charakter“, Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie. Verlag J. F. Bergmann, Wiesbaden 1912.

2) Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschung. Wien, Deuticke 1909.

der Eitelkeit, kurz jener Tendenzen, die wir im Mechanismus des „männlichen Protestes“ wirksam kennen gelernt haben.

Was Tausk's Behauptung anbelangt, „in dieser Zeit beginnt das Kind die sozialen Forderungen, die es selbst zu erfüllen hat, an die Umgebung zu stellen“ (S. 58) und „Diese Forderung wurde zunächst in frühester Kindheit von den Eltern gestellt. Dann erfolgte die Identifizierung des Kindes mit den Eltern, wodurch die Forderungen der Eltern zu den eigenen Forderungen des Kindes wurden“ (S. 62), verweisen wir auf Dr. Karl Furtmüller's Schrift „Psychoanalyse und Ethik“¹⁾, wo die Frage ausführlich erörtert wird und es unter anderem heisst:

„Aber es steht noch eine dritte Möglichkeit offen, die dem Individuum über das Gefühl der Minderwertigkeit hinaushilft, und in dieser liegt der subjektive Ursprung der Ethik. Das Individuum kann nämlich die fremden Gebote zu seinen eigenen machen“ (S. 15).

„Wer ethische Gebote innerlich anerkannt hat, kann und wird den anderen mit ethischen Forderungen gegenüberreten. Eine rudimentäre Form dieser Erscheinung finden wir in der ostentativen Übergenauigkeit, mit der manchmal Kinder die Einhaltung kleiner Ordnungsregeln, die man ihnen eben erst beigebracht hat, von anderen verlangen. Von hier aus gelangt man wohl auch zum Verständnis von Goethe's Beobachtung: „Die Kinder sind alle moralische Rigoristen.“ (Dichtung und Wahrheit, VI. Buch.) (S. 16 ff.)

Da wir ausserdem aus öffentlichen Diskussionen wissen, dass Tausk die Triebverschränkung, wie sie Adler im „Aggressionstrieb im Leben und in der Neurose“²⁾ einführte, vollinhaltlich akzeptiert und geradezu für gleichbedeutend mit seinen eigenen Forschungsergebnissen erklärt, so begrüssen wir in seiner Tätigkeit das Walten einer progressiven Tendenz. Das ist nicht ohne Bedeutung in einem Kreise, in dem noch vor kurzer Zeit die Erwähnung des Aggressionstriebes nur der erstaunten Frage begegnete: „Wer aggreziert?“ (Tausk in der Diskussion der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung“ über den Aggressionstrieb.) — Bedauerlich am Referat Tausk's sind jedoch die vielen Widersprüche, zu denen er gezwungen ist, um den Anschluss an die übrigen Mitarbeiter zu finden; indem man einer guten Idee einen fremden Sicherheitskoeffizienten zugunsten einer anderen, widersprechenden Theorie anhängt, kann man leicht den Eindruck erwecken, man scheue sich seiner eigenen Worte. Doch bei einem jungen Adepten (dies ist die erste Publikation Tausk's) sind derlei Fehler unvermeidlich.

Phimose, Paraphimose, abnorme Stellung des Gliedes und andere Organminderwertigkeiten, die Federn zwar für wichtig, aber für „banal“ hält, spielen unserer Erfahrung nach eine wesentliche Hauptrolle bei der Entwicklung von Neurosen; es dürfte auf die weitgehende psychische Interpretation, welcher gerade solche Momente fähig sind, zurückzuführen sein, dass für einen oberflächlichen Beobachter bei vielen Erkrankungen die sexuelle Sphäre in den Vordergrund gerückt zu sein scheint. Der Autor zitiert Adler an falscher Stelle. Rosenstein behandelt ein-

1) Schriften des Vereins für freie psychoanalytische Forschung, Nr. 1. Ernst Reinhardt Verlag, München 1912. Dr. Carl Furtmüller (Molitor), Psychoanalyse und Ethik. Eine vorläufige Untersuchung.

2) Fortschritte der Medizin. 1908, Heft 19.

gehend die physiologische Seite des Problems, die wir jedoch für weniger wichtig halten; denn es bleibt ja immer der psychische Überbau zu erklären und die Annahme toxischer Schädigungen darf einem Psychologen nicht als Ausrede dienen. Es gibt keinen eingreifenden biologischen Vorgang, der nicht von einer psychischen Interpretation begleitet wäre, und gerade diese schafft die Basis und den Hintergrund, innerhalb welcher sich das Phänomen entfaltet. In diesem Sinne müssen wir Stekel bestimmen, welcher am konsequentesten die psychologische Frage im Auge behält. Rank scheint auf die Masturbation überhaupt alle Ausdrucksformen des Lebens zurückführen zu wollen, während Steiner die beste Erkenntnis wiedergibt, die wir in dem Werke angetroffen haben, indem er sagt, „die Onanie erzeuge nicht die Neurasthenie, doch sei sie imstande, eine schon vorhandene Neurasthenie in hohem Grade zu steigern“. Wir glauben jedoch, dass jeder halbwegs einsichtige Arzt seit Askulaps Zeiten sich dasselbe gedacht hat und dass es nicht eines solchen Aufgebots bedurfte, um zu dieser Feststellung zu gelangen. Diesen Eindruck der Unzulänglichkeit der gewonnenen Resultate vermag auch Freud nicht zu beheben, der in seinem äusserst vorsichtig gehaltenen Resumé so weit geht, die Möglichkeit der Einsicht in die neurotische Disposition zu leugnen. Eine Behauptung, die wohl mehr Pessimismus als Überzeugung ausdrücken will, denn es hiesse den Stand der heutigen Psychopathologie um 100 Jahre entwerten, wollte man die Fülle von charakterologischen diagnostischen Hilfsmitteln leugnen, die uns für das Erkennen einer solchen Vorstufe zur Verfügung stehen.

Zur Verteidigung aller Autoren wollen wir noch bemerken, dass diese Diskussion vielleicht nur aus dem Grunde keine reichen Ergebnisse brachte, weil das behandelte Problem nicht ein solches ist, das als Mittelpunkt einer ausführlichen Debatte dienen könnte. Die Masturbation selbst ist ein Syndrom, unendlich vieldeutig wie die meisten als Mittel verwendeten „Realien“ der Neurosen, die in tausend Konstellationen und Verbindungen auftreten können. So ist es auch zu erklären, dass viele Diskussionsredner in den engen Rahmen einer Onaniedebatte Motive gezwängt haben, welche weit über das enge Gebiet hinausreichen; sie glaubten zum Problem der Masturbation beizutragen, während sie Fakten erörterten, bei welchen die Onanie höchstens als Illustrationsfaktor in Betracht kommt. Dass sie sich ins Dunkel der physiologischen Schädlichkeiten verirrt, erklärt sich aus dem unsicheren Gefühl, welches das Stehen auf einem so schwankenden Boden erzeugen muss. (Man geht so weit, das Krankheitsbild der Neurasthenie als ein von den Neurosen wesensfremdes, durch rein toxische Ursachen bedingtes auszuschneiden; wir verweisen darüber auf unsere Bemerkungen über Ferenczi's Eintagsneurasthenie.) Wir glauben auch an Nietzsches „Feier des Fleisches am Denken“, wir glauben an ein Martyrium der Gewebe, einfach weil wir nicht an eine Trennung von Soma und Physe zu glauben vermögen. Es heisst aber mit mystischen Begriffen arbeiten und sich eine Hintertür offen lassen, wenn man als Psychologe jedes ungelöste Problem der Biologie zuschiebt.

Seltsam erscheint es auch, dass alle Referate mit einer gewissen Nonchalance über die Frage hinweggehen, wie die Onanie wird; wieso ein Individuum dazu kommt, dass es masturbiert. Das Eingehen auf diese Frage hätte eben gezeigt, dass die Masturbation einfach auf das

Problem der Neurosen überhaupt zurückführt. Für die Entstehung der Onanie wird im allgemeinen der Sexualdrang verantwortlich gemacht, wobei dieser Begriff in einem unmöglichen Masse rationalisiert und geradezu als quantitative Grösse genommen wird. (Reitler glaubt an die Möglichkeit einer Elimination von Triebkomponenten, also eines absoluten Wegfalls und Verlustes von etwas Bestehendem, was wohl ein sehr angenehmes Kunstmittel ist, aber den Prinzipien jeder wie immer gearteten Forschung widerspricht.) Nur Täusck bemerkt gelegentlich, dass er in der Onanie den „Ausdruck der Auflehnung gegen den Vater“ erblicke. Das hat aber mit Sexualität nichts zu tun, und der Autor hatte nicht den Mut, seinen Gedanken weiter zu verfolgen, weil er ihn auf seltsame Abwege geführt hätte.

Wenn wir uns bemühen, diese Wege weiter zu verfolgen, so stossen wir auf Argumente, die der ausschliesslichen Annahme von der Sexualität als primär determinierender Kraft beim Entstehen der Masturbation den Boden entziehen. Die Masturbation präsentiert sich, sobald wir hinter den äusseren Schein des sexuellen Aktes zurückschauen, als einer der vielen Kunstgriffe, deren sich das Kind sowie der Neurotiker bedienen, um sich auf ihren individuellen Lebenskampf vorzubereiten, den er eben in der Auflehnung gegen den Vater, im Drange, dem Vater gleich zu werden, ihn zu überflügeln, zuerst kennen gelernt hat. Von seinem überspannten Persönlichkeitsgefühl und den hohen Anforderungen, die er an das Leben stellt, zu übertriebener Vorsicht und Furcht vor Niederlagen gezwungen, zieht er sich auf Augenblicke vom Kampfplatz zurück, um seine Kräfte zu sammeln, Zeit zu gewinnen usw. (Advance nach rückwärts) und erhebt das Ibsen'sche „Genüge dir selbst“ zu seiner Devise. Der Verzicht auf fremde Hilfe, die Sicherung vor der Frau, die er durch die Masturbation durchführt, kommen seinem Bedürfnis nach Erhöhung seines Selbstgefühls, nach Grösse und Macht und seiner „Furcht vor der Frau“ entgegen, die wieder nichts anderes ist als die Furcht vor der Niederlage (also das Bedürfnis nach Sieg) in ihrer Anwendung auf die sexuelle Sphäre. Diesem Schema passt sich der von Stekel geschilderte Fall des Mannes, der nach jahrelanger exzessiver Onanie plötzlich ein grosser Don Juan wird, sehr gut an; wir nehmen nicht an, dass eine Heilung, oder überhaupt eine wesentliche Änderung in der psychischen Konstellation des Individuums vor sich gegangen ist. Als Onanist und Don Juan ist er derselbe: der Typus des ehrgeizigen Menschen, welcher zuerst dem Kampfe aus dem Wege geht, um keinem Beweis seiner Minderwertigkeit ausgesetzt zu werden, und später überhaupt nie genug Beweise seiner Überlegenheit finden kann; in jedem Fall also ein Mensch, der an krankhaft überspanntem Selbstgefühl leidet. Diese Annahme finden wir auch in der Bedeutung bestätigt, welche die Philosophie des Kynikers, des selbstherrlichsten aller Philosophen Griechenlands¹⁾, der Masturbation beimisst; sie soll nichts anderes sein als der Ausdruck seiner Genügsamkeit, Selbständigkeit und Menschenverachtung. Wir sehen darin sozusagen einen zum Prinzip erhobenen „männlichen Protest“. Und von dieser Linie lassen sich auch die Depressionszustände widerspruchlos ableiten: der Neurotiker, der im Kampfe um sein Grössenideal zum Kunstgriffe der Masturbation gegriffen hat, wird von der Er-

¹⁾ Dieses Argument verdanke ich einer Mitteilung Dr. Oppenheims (Unus multorum).

kenntnis überrumpelt, dass er sich eigentlich sein Grössenideal anders vorgestellt hat; die Kläglichkeit seiner Situation kommt ihm zum Bewusstsein, die ungeheure Entfernung vom Endziel — und dass er wirklich niemandem seine Macht bewiesen, niemanden direkt durch den Akt in seinen Dienst gestellt hat. Darin liegt das Krankhafte und Quälende des Symptoms: dass es seinen Zweck nicht erreicht oder nur in Verbindung mit der Depression erreicht.

Wir haben dies nur erwähnt, um einen der Hauptpunkte zu präzisieren, die unserer Ansicht nach bei der Beurteilung der Onanie in Betracht zu ziehen sind und welche am stärksten die Differenz zwischen uns und den Diskussionsrednern der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung“, aufweisen: die Frage nach dem Ziel, dem das Symptom zustrebt. Freud's Schüler haben sich mit einer Darstellung zweifelhafter Begleitumstände der Masturbation begnügt, die wenigsten haben nach den Ursachen gefragt, — hätte Tausk die angedeutete Richtung weiter verfolgt, so wäre er wenigstens zu einer umfassenden Fragestellung gelangt. Die hätte ihm aber auch zugleich die sexuelle Erklärung aus der Hand gerissen, welche wahrscheinlich die einzige ist, über welche er verfügen zu dürfen glaubt, obwohl er — wie wir gesehen haben — auch andere Hilfsmittel nicht verschmäht. Auf jeden Fall wäre grössere Vorsicht am Platze gewesen: um nicht Motive anzuschlagen, welche den Leser auf fremde, den Absichten des Autors sehr widersprechende Nebengedanken bringen müssen.

Otto Kaus.

Die Onanie. Eine Gegenkritik der vorhergehenden Kritik von Otto Kaus.

Auch ich bin von dem Ergebnis der Onaniedebatte keineswegs befriedigt. Ich habe schon in der Diskussion konstatieren müssen, dass die meisten Redner unhaltbare Positionen mehr oder weniger glücklich verteidigen. Ich habe mir die Behandlung des Themas „Onanie“ für den dritten Band der „Störungen des Trieb- und Affektlebens“ vorbehalten. Allein Kaus scheint mir in seinem jugendlichen Eifer zu weit zu gehen, und die Parteinahme für seinen Meister Adler scheint ihm jene gefährliche Dosis von Affekten eingepflegt zu haben, welche den klaren vorurteilslosen Blick trübt. So wichtige komplizierte Fragen wie die Onanie lassen sich nur auf der Basis reicher Erfahrungen lösen. Der Referent, dessen psychologische Begabung für mich über jeden Zweifel feststeht, kann diese Erfahrungen noch nicht gesammelt haben. Deswegen wäre meiner Ansicht nach etwas grössere Zurückhaltung und Bescheidenheit in den Formulierungen am Platze gewesen. Schliesslich enthält die Debatte die Ansichten von manchen Forschern, die sich seit vielen Jahren bemühen, die sexuellen Probleme vorurteilslos zu betrachten. Ich sage bemühen, weil die Schüler Freud's sich unwillkürlich verleiten lassen, für die Thesen Freud's Bestätigungen zu finden. So geraten sie leicht in die gefährliche Bahn des Dogmatismus. Kaus scheint mir aber den Freud'schen Dogmatismus durch einen Adler'schen Dogmatismus zu ersetzen. Das mag vorgeschrittener sein. Aber Dogmatismus bleibt Dogmatismus und wird immer der vorurteilslosen Forschung eine Klippe. Muss denn die Onanie der Ausdruck des „männlichen Protestes“ sein? Onanieren nicht die Hunde und die Affen und viele andere Tiere, denen wir die komplizierten Mechanismen eines männlichen Protestes

und einer feindlichen Einstellung gegen den Vater doch nicht zumuten können? Kaus möchte gerne die Frage beantwortet wissen: Wie Onanie wird. Ich verweise auf die sicheren Beobachtungen an Tieren. Übrigens bestehen die Ausführungen Freud's „Drei Abhandlungen über die Sexualtheorie“, welche auf diese Fragen eine ausführliche, stellenweise erschöpfende Auskunft geben. Ich will auch mit Kaus nicht polemisieren, ob die Ausführungen in der Onaniediskussion uns der Lösung des Problems um keinen Schritt weiter führen. Polemik ist selten fruchtbar und Argumente überzeugen nicht. Wir sehen schliesslich alle Probleme durch die Brille unserer Affekte. Diese Brille macht uns kurzsichtig, weitsichtig, astigmatisch. Es gehört viel Übung dazu, wissenschaftliche Fragen so zu betrachten, als stünde man neuen und fremden Erscheinungen gegenüber. Ich möchte auch stark bezweifeln, ob die Onanie, wie Kaus meint, in allen Fällen nur ein „Kunstgriff“, eine „Avance nach rückwärts“ darstellt. Sicherlich ist sie in vielen Fällen eine Sicherung und schützt vor Niederlagen. Der Furcht vor der Frau, die den männlichen Onanisten beherrscht, steht aber bei der Frau die Furcht vor dem Manne gegenüber. In den meisten Fällen aber die Furcht vor den Folgen und die Unmöglichkeit, die adäquate Form der Geschlechtsbefriedigung zu finden.

Kaus übersieht auch meine wichtige Polemik mit Freud. Ich habe hauptsächlich die Frage von der Schädlichkeit der Onanie besprochen und wieder darauf hingewiesen, dass ich keine Neurasthenie kenne und dass die Onanie nach meinen Befunden (wohlgemerkt — Befunden und nicht Annahmen!) vollkommen unschädlich ist. Freud hat in der Debatte dargelegt, er hätte nie behauptet, die Onanie erzeuge die Neurasthenie, sondern: „in der Anamnese der Neurastheniker finde man regelmässig exzessive Onanie“. Nun lese ich in Freud's „Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre“ (Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen, Seite 187) folgenden Satz: „Die Neurasthenie lässt sich jedesmal auf einen Zustand des Nervensystem zurückführen, wie er durch exzessive Masturbation erworben wird oder durch gehäufte Pollutionen spontan entsteht.“ Das besagt doch deutlich, dass der Onanist sich die Neurasthenie durch die Onanie erwirbt und ebenso der Mann, der an Pollutionen leidet, denn die Pollution ist eine maskierte Onanie mit Ausschaltung des Bewusstseins. (Entschuldigungstendenzen!)

Gegen diesen Satz und diese Auffassung habe ich mich gewendet. Ich kenne keine Aktualneurose und kenne nur psychische Wurzeln bei eventuell somatisch zur Neurose disponierten Individuen.

Ich würde es nie wagen, eine solche Behauptung aufzustellen, wenn ich sie aus meinem Materiale nicht erweisen könnte. Nun sehen wir zahllose Leute, welche die Onanie als Ursache ihrer Neurose beschuldigen. Diese Kranken erkennen nicht, dass das Schuldgefühl, das sich an die Onanie knüpft, die Ursache der Neurose wird. Wie harmlos selbst exzessive Onanie wirken kann, davon gibt ein Fall Kenntnis, den ich dieser Tage beobachtet habe.

Es handelte sich um einen 41 jährigen Advokaten (Ausländer), der mir folgende Leidensgeschichte übergab:

„Ich leide an abnormaler Geschlechtsempfindung, welche durch Onanie befriedigt wird. Im 16. Lebensalter onanierte ein Schulkollege

vor mir. Einige Wochen später erweckte in mir der Anblick, als ein Herr einer Dame ehrerbietig die Hand küsste, ein noch nie empfundenes wollüstiges Gefühl. Abend im Bette reproduzierte ich in meiner Phantasie die gesehene Handkusszene, erinnerte mich an den onanistischen Akt meines Schulkollegen, und onanierte das erstemal. Von da an onanierte ich täglich einmal, später auch öfter, sogar auch sechsmal des Tages. Die begleitende Phantasie war immer ein Handkuss, den ich oder ein anderer einer Dame gab. Wenn ich jemand die Hand einer Dame küssen sah, oder wenn ich selbst hiezu Gelegenheit hatte, oder wenn ich einer solchen Episode in einer Lektüre oder auf einem Bilde begegnete, so empfand ich heftige Libido, welche sodann durch Onanie befriedigt wurde. Je mehr Devotion, Erniedrigung sich im Handkusse äusserte, um so grösser war die Libido. Da ich fast immer Gelegenheit hatte, Handküsse zu sehen, oder selbst auszuüben, so hatte meine Geschlechtsempfindung immer neue Nahrung, was immer wieder zu onanistischen Akten führte. Als ich in meinen Universitätsjahren zur Kenntnis gelangte, dass meine Geschlechtsempfindung eine abnormale, und deren Befriedigung eine schadhafte ist, da war in mir der perverse Trieb schon derart eingewurzelt, dass ich das Laster nicht mehr bekämpfen konnte. Trotz der besten Vorsätze verfiel ich beim geringsten Reize wieder der Onanie. Dies hinderte mich auch zeitweilig an der Beendigung meiner Studien, denn wenn ich mich zu einer Prüfung vorbereitete, so hatte mich die hiezu notwendige Einsamkeit immer zu häufiger Onanie veranlasst. Zweimal versuchte ich einen Koitus, derselbe gelang jedoch nicht. Die Puella reizte mich zwar. Nachdem aber die Erektion langsam vor sich ging, fing die Puella an ungeduldig und spöttisch zu werden, was sodann die Stimmung ganz verdarb. Ein schönes Frauenzimmer übt auf mich an und für sich einen Reiz aus, und ich habe oft das Gefühl, dass ich meinen Geschlechtstrieb in normaler Art und Weise befriedigen könnte.

In meiner Familie kam meines Wissens keine geistige oder geschlechtliche Abnormität vor.

Als körperliche Folgeerscheinungen kann ich nur etwas Mattigkeit und öfteres Reissen in den Gliedern, besonders in den Füßen anführen. Geistig bin ich ganz normal, bekunde sogar einen Scharfsinn, und entfalte als Leiter einer grossen Advokaturskanzlei rege geistige Tätigkeit.“

So der Bericht des Onanisten. Er gesteht mir, dass er in den letzten zehn Jahren niemals weniger als dreimal täglich onaniert hat.

Und wie sieht der Mann aus? Wir sehen einen blühenden, gut genährten Menschen vor uns, der kein graues Haar zeigt. Die Muskelkraft normal, die Reflexe leicht gesteigert, sonst keinerlei pathologischen Befund.

Also ein sogenannter „Onanismus“ durch 25 Jahre und keinerlei Zeichen einer Neurasthenie, wie sie Freud in dem oben erwähnten Aufsatz als charakteristische für die Onanie anspricht. Keinen Kopfdruck, keine leichte Ermüdbarkeit, höchstens etwas Mattigkeit, keine Dyspepsie, keine Stuhlverstopfung und keine Spinalirritation!

Die Symptome Mattigkeit und Reissen in den Gliedern machen doch keine „Krankheit“ aus! Das Reissen ist ausgesprochen rheumatischer Natur. Auf die Psychologie dieses Falles will ich nicht eingehen. Hier stammt die Libido aus einem Gefühl der Unterwerfung unter das Weib, mit dem er möglicherweise seine Schwäche geschickt maskiert. Denn die Episode bei der Meretrix beweist, dass er auf eine Demütigung eingestellt, sie aber nicht vertragen kann. Aber allen Sexologen sei dieser Fall zur Beachtung empfohlen, wenn sie von den Schäden der Onanie sprechen. Ich verweise auf einen anderen Fall, den ich in der Diskussion erwähnt habe. Ein hoher Vierziger, der täglich onanierte und ausserdem noch täglich einen Kongressus mit seiner Frau ausführte, dabei über eine ausgezeichnete Potenz verfügte, wofür ich das Zeugnis seiner Frau anführen kann, die er während eines Kongressus mehrmals zum Orgasmus brachte.

Mir handelt es sich immer wieder nur darum, das Dogma von der Schädlichkeit der Onanie zu zerstören und die vermeintlichen Schäden auf ihre psychischen Wurzeln, Angst und Schuldbewusstsein, zurückzuführen. Das sind Fragen von der eminentesten praktischen Bedeutung, und Kollege Kaus wird schon später einmal zur Erkenntnis kommen, dass erst festgestellt werden muss, dass der allgemein verbreitete autoerotische Trieb eine notwendige Einrichtung der Natur ist, die man ebensovienig „heilen“ kann, als den Nahrungstrieb. Den Hunger stillt man durch Essen. Der Geschlechtstrieb wählt autoerotische Betätigungen, wenn die allerotische verschlossen oder weniger lustbetont ist. Wir können hie und da einen alten Onanisten dazu bringen, seine autoerotische Lustgewinnung auf das Weib zu transponieren. Damit ist der Kranke keineswegs geheilt. Und die Zusammenhänge zwischen dem Selbstmord und dem Aufgeben der Onanie, wie ich sie in der Diskussion über den Selbstmord nachgewiesen habe, zeigen uns, dass der autoerotische Trieb vielen Menschen der Träger der Lebensfreude bedeutet und ihrem Dasein einen Inhalt gibt. Der Onanist erkrankt an keiner Depression, so lange er nicht über den Schaden der Onanie die verwirrendsten Berichte hört. Er hat gar nicht das Gefühl, dass er seinen Zweck nicht erreicht hat. Hie und da kommt es vor, aber nicht immer, wie Kaus es annimmt.

Nein, nein und wieder nein! Lassen wir alle Voraussetzungen und zwingen wir die Erscheinungen der Neurose nicht gewaltsam in einen Rahmen und sei er noch so kostbar und alles umspannend. Ich zweifle ja nicht, dass die Mechanismen des männlichen Protestes, wie Kaus sie im Adler'schen Sinne annimmt, in dem komplizierten Räderwerk des Autoerotismus vorkommen. Aber ich zweifle, dass sie allgemein gültig sind. Und ich möchte jetzt allen Kollegen raten, ihr Material in der Onaniefrage aufzurollen. Ein gut beobachteter Fall wirft alle Hypothesen und Theorien über den Haufen. Kollege Kaus wird mir hoffentlich an Hand seiner Beobachtungen beweisen, dass er recht hat. Für diesen Beweis stelle ich ihm das Zentralblatt gerne zur Verfügung.

Stekel.

Dr. Ludwig Staudenmaier, Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft. (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 1912.)

Die Auffassung der Aufgabe der Naturwissenschaft als Beschreibung der naturwissenschaftlichen Phänomene hat die Erkenntnistheorie längst widerlegt. Sie hat erwiesen, dass der naturwissenschaftliche Erkenntnisprozess besteht in der Bearbeitung des — an sich = x zu setzenden — Gegenstandes mit bestimmten Fassungsformen und Begriffen, theoretisch also in der methodischen Erzeugung des Gegenstandes, praktisch in seiner prinzipiell jederzeit möglichen Wiedererzeugung oder seiner absoluten Beherrschbarkeit. Beschreibung ist nur der Ausgangspunkt oder vielmehr die unterste Stufe auf diesem Weg der methodischen Erzeugung. Handelt es sich um noch wenig bekannte, neue Phänomene, so wird die erste Aufgabe sein, sie zu beschreiben; die zweite, die empirischen Bedingungen kennen zu lernen, unter denen sie auftreten und von denen ihr Auftreten abhängig ist. Sind diese bekannt, so ist das Ziel, die Phänomene absichtlich hervorzurufen, sie willkürlich zu beherrschen, in erreichbarer Nähe. Nicht immer freilich hält sich der Gang der Wissenschafts-Entwicklung an diese Stufenfolge und es gelingt bisweilen zufällig oder auf Grund einer Art Intuition oder einer vorläufigen Hypothese die Erzeugung und Beherrschung in einem gewissen Umfang, ohne dass die Bedingungen bekannt sind.

Was die sogenannten „okkulten“ oder „übernatürlichen“ Phänomene angeht — die anormalen nämlich —, so ist für sie die Notwendigkeit einer naturwissenschaftlichen Bearbeitung längst anerkannt. Wir besitzen auch bereits eine grosse Zahl genau beschriebener Fälle, z. B. in den Proceedings der Society for Psychical Research. Dagegen sind weder die subjektiven noch die objektiven Bedingungen ihres Auftretens näher bekannt; nicht die seelisch-körperlichen Eigentümlichkeiten, die ein Individuum besitzen muss, um die Phänomene des Somnambulismus und Mediumismus zu entfalten, noch die äusseren Umstände, unter denen sie allein zutage treten. Selbst wo in einer geringen Zahl bekannter Fälle die Phänomene mit bewusster Absichtlichkeit hervorgerufen werden, ist das „Wie“ der Produktion gänzlich im Dunkel und nur eben der mit mehr oder weniger Konzentration auftretende Willensentschluss konstaterbar.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, diese anormalen Phänomene methodisch zu erzeugen. Um es gleich vorweg zu nehmen: In das Gebiet dessen, was wir in Übereinstimmung mit dem Verfasser heutzutage magisch zu nennen pflegen (wo das Gebiet des Magischen sich schon etwas verringert hat), ragen die erzielten Resultate kaum hinein¹⁾. Ob von ihnen ausgehend auf Grund der Theorie und der praktischen Anleitung ein direkter Weg zu den eigentlich magischen Phänomenen führt, muss dem weiteren Experiment vorbehalten bleiben. Das tut natürlich der wissenschaftlichen Bedeutung des Erreichten keinen Abbruch.

Es ist dem Verfasser gelungen, eine Reihe von Phänomenen der willkürlichen Erzeugung und Beherrschung zu unterwerfen, die bisher, wo sie auftraten, eben schlechthin als gegeben angesehen werden mussten. Die systematische Einübung von Halluzinationen auf allen Sinnesgebieten und deren Vereinigung bildet den Ausgangspunkt. Der Übergang zu den magischen Leistungen, d. h. zur Produktion allgemein wahrnehmbarer,

¹⁾ Es sind im wesentlichen bloss solche Phänomene, die dem Experimentator selber zugänglich und wahrnehmbar sind, nicht aber dem andern, und das Magische beginnt erst da, wo allgemein konstaterbare Tatsachen vorliegen.

vielleicht sogar mit Apparaten (Photographie und Phonograph) aufnehmbare Phänomene wird durch folgende Theorie vermittelt, die sich schon an einer Stelle der Upanishaden findet und die wir modern ausgedrückt als die Theorie von der Produktivität des Vorstellungsvorgangs bezeichnen könnten: Jeder Sinnesapparat soll die besondere Art von Schwingungen oder die Energieform, für die er spezifisch empfänglich ist, umgekehrt auch wieder produzieren können, wenn die vom zugehörigen Gehirnzentrum ausgehende Innervation, wie sie bei jeder Vorstellung im Gegensatz zur Wahrnehmung stattfindet, nur genügend verstärkt wird durch Energie- (Blut-) Zufuhr, psychologisch gesprochen durch Aufmerksamkeit und Konzentration auf die peripheren Empfindungen. So also soll es möglich sein, die bloße Vorstellung eines Gegenstandes durch die nur dem Subjekt selbst wahrnehmbare Halluzination in eine objektive sogenannte „reale Halluzination“ überzuführen, die eine quasi-Realität im objektiven Raum bildete und durch andere ebenfalls konstaterbar sein würde. Gelungen scheinen dem Verfasser nur einige Fernwirkungen, die er zweckmäßig als reale motorische Halluzinationen bezeichnet. Die für andere wahrnehmbaren realen akustischen Halluzinationen sind unabsichtlich im Laufe des Experimentierens aufgetreten. Ob sich das dem Verfasser vorschwebende Ziel erreichen lässt, muss erst praktisch erprobt werden, jedenfalls aber verdient der Gedanke selbst, die Theorie der Halluzination und die technische Anleitung, alles Interesse.

Prinzipiell bedeutsam und in vollkommener Übereinstimmung mit den Lehren der Joga-Systeme ist die Anschauung von der Gewinnung der für diese Leistungen notwendigen Nervenenergie durch Umwandlung der Muskelenergie in Nervenenergie im Gegensatz zu dem uns geläufigen Prozess der Umsetzung von Nervenenergie in Muskelarbeit. Man hat erkannt — und darauf kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden —, dass die Asanas oder Körper-Übungen und -Stellungen der Jogis lediglich eine Folge der psychischen Konzentrationsübungen sind (wenn auch im Hatha-Joga mit ihnen begonnen wird, um im Psychischen die gewollten Wirkungen zu erzielen), indem die psychische Leistung einer gegen die natürliche Instinkt- und Interessenrichtung arbeitenden Konzentration nur aus der Muskeltätigkeit ihren nötigen Energieaufwand bestreiten kann (so wie wir ja schon beim scharfen Nachdenken unwillkürlich die Muskeln spannen und eine vielleicht sonst sehr unbequeme Körperhaltung einnehmen).

Im zweiten Teil geht der Verf. von der „Magie des bewussten Ich“ zu der des Unbewussten über. Auch hier dürfte es zunächst das Interesse des Psychopathologen wachrufen¹⁾, dass die Erzeugung des als Spaltung der Persönlichkeit bekannten Phänomens und der Zerfall in mehrere Ichheiten absichtlich methodisch gelungen ist. Es würde zu weit führen, im einzelnen zu besprechen, wie der Verf. diese Personifikationen in sich erzeugte resp. aufspürte und sich mit ihnen auseinandersetzte, wie eine Regierung in einem konstitutionellen Staat mit den oppositionellen Parteien — ohne doch im ganzen die Herrschaft zu verlieren. Für die Psychologie des „Ich“ ergibt sich, dass Tendenzen und Regungen, die sonst unbewusst bleiben, nur in ihren direkten oder indirekten Wirkungen

¹⁾ Den Verfasser, seine Gedanken und Leistungen als „Fall“ abzutun, geht natürlich nicht an. Aber die psychiatrische Diagnose, insbesondere die psychoanalytische Betrachtung wäre von höchstem Interesse.

und Ausläufern zum Bewusstsein kommen, durch das geeignete Verfahren nicht nur bewusst werden, sondern auch aus unpersönlichen Tendenzen „in mir“ zu besonderen, quasi selbständigen Ichheiten gebracht werden können. Und nicht nur gebärden sie sich dabei wie selbständige „Iche“, sondern sie entwickeln ihrer Natur entsprechende Fähigkeiten, z. B. auf künstlerischem Gebiet, die dem normalen (Gesamt-)Ich nicht erreichbar sind. Diese neuen psychischen Einheiten (die Quasi-Iche) innerhalb des oder neben dem Gesamt-Ich bilden nun aber auch physisch sich ihren Körper im Gesamt-Leib, d. h. sie sind an bestimmten Körperstellen und Zonen, peripher sowohl wie organisch, lokalisiert; so ist der Sitz der Personifikation Bocksfuss (Satan) in der Dickdarmgegend, die der „Hoheit“ ist wiederum an bestimmte Leibesteile gebunden, auf die sie und die auf sie wirken. Die mittelalterlichen Beschreibungen der Besessenheit und manches aus der Lehre des Joga könnten als Parallele und Bestätigung dienen. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche Bedeutung diese „psychische Deutung des Organismus“ gewinnen kann, diese wechselseitige Bedingtheit und Beeinflussbarkeit von Psychischem und Physischem in einer ganz neuen Richtung, wenn sie sich allgemein bewahrheitet und näher erforscht wird.

Die Bedeutung dieser Persönlichkeiten für die Magie im eigentlichen Sinn soll nun nach dem Verf. in folgendem liegen: So wie das bewusste Ich in der oben berührten Weise magisch tätig sein kann, so können auch die unbewussten Zentren Magie treiben, und von ihrer Fähigkeit also leiten sich die grosse Mehrzahl der sogenannten okkulten Phänomene her, die einfachen, wie Klopflaute, Bewegung von Gegenständen, Gedankenübertragung etc., ebenso wie die kompliziertesten, Materialisationen etc. Der Beweis ist freilich nicht erbracht; denn wenn auch für den Verf. selbst seine Personifikationen mit halluzinatorischer Deutlichkeit ihrer physischen und psychischen Existenz auftreten, so wäre doch noch der Weg bis zu ihrer allgemeinen physischen Wahrnehmbarkeit und der genauen Fassbarkeit ihrer Wirkungen zurückzulegen. Aber der Erklärung einer Reihe spiritistischer Phänomene kann man in ihrer naturwissenschaftlichen Tendenz nur beipflichten.

Im ganzen liegt einstweilen der Hauptwert des Buches in seiner prinzipiellen Anschauung vom Ich, seiner psychischen Struktur und deren Zusammenhang mit dem physischen Organismus. Lehren, die während des Mittelalters und in Indien als tiefstes Wissen galten, kommen ihrer mystisch-mythologischen Einkleidung beraubt in moderner Form wieder zu ihrem Recht.

Was sich für die „Wissenschaft“ einer Magie ergibt, hängt wohl davon ab, ob sich Jünger finden, die auf dem vom Verf. vorgeschriebenen Weg weiterarbeiten unter Vermeidung der Irrwege, denen er als erster Experimentator notwendig verfiel und auf die er auch genugsam hinweist.

Dr. W. H.

Wilhelm Rullmann, Witz und Humor. Streifzüge in das Gebiet des Komischen. Egon Fleischel, Berlin.

Dieses anregende Buch geht von der Frage: „Worüber lachen wir?“ und „Was ist das Lachen?“ (physiologisch) aus. Rullmann zieht alle

Theoretiker des Komischen zu Rate. Es ist interessant, dass Stendhal in Briefen an seine Schwester (veröffentlicht in der „Neuen Rundschau“ 1908) folgendes schreibt: „Lächerlich ist das Benehmen eines Menschen, der dasselbe will wie wir, aber aus dem Geleise kommt. Das Gefühl, etwas vorauszuhaben, und der Wahn, es könne uns nie fehlen, lässt uns den andern auslachen.“ Endlich gelangt Stendhal zu folgender Definiton: „Das Lachen ist eine plötzliche Entladung der Selbstliebe, hervorgerufen durch die jähe Überlegenheit angesichts einer, an einem andern Menschen entdeckten, von uns selbst überwundenen Schwäche. Wir lachen über unsere eigenen Dummheiten, die wir im vergangenen Jahre begangen haben.“ Diese Zeilen stehen den Freud'schen Ausführungen über das Komische sehr nahe, nur betont hier Freud den infantilen Ursprung. Im ersten Teile seines Buches nimmt Rullmann besonders Bezug auf das Freud'sche Buch, das er als geistreich bezeichnet. Er findet, dass Freud das Wesen der Zote als Verführungsversuch nicht vollständig gezeichnet habe. Dies sei nur für eine Spezies der Zote charakteristisch. Es wäre darauf zu erwidern, dass Freud mit seiner Erklärung besonders auf die Psychogenese der Zote hingewiesen haben will. Ebenso wird es abzuweisen sein, wenn der Autor die Unterscheidung von Witz und Komik bei Freud bekämpft. Dieser Unterschied tritt gerade lichtvoll im „Witz und seinen Beziehungen zum Unbewussten“ hervor. Es ist zu bedauern, dass der Autor, der alle bisherigen Definitionen des Komischen unzutreffend oder wenigstens unzureichend findet, mit seinen eigenen Theorien aus zu grosser Bescheidenheit zurückhält.

Es wäre erfreulich, wenn psychologisch und literarisch Interessierte die vielfachen Anregungen, welche das Freud'sche Buch über den Witz gibt, benützten. Der Witz ist nicht nur ein vorzüglicher Spiegel der Kultur einer Zeit und Nation, er ist auch ein Reflex aller jener Konflikte, welche das Unbewusste und das Bewusstsein miteinander auszutragen haben.

Dr. Theodor Reik.

Dr. Erwin Stransky, Das manisch-depressive Irresein. (Handbuch der Psychiatrie. 6. Abteilung. Franz Deuticke. Leipzig und Wien 1912.)

Eine gewiss sehr aner kennenswerte Darstellung unserer Kenntnisse von manisch-depressivem Irresein. Die klinischen Bilder sind scharf umrissen dargestellt und werden von den Grenzzuständen nach Möglichkeit getrennt. Aber alle Darstellung bleibt trotz heissen Bemühens an der Oberfläche. Wir lesen die Schilderung des enormen Schuldbewusstseins und er wird auf das „geschärfte Gewissen“ dieser Kranken zurückgeführt. Von den Forschungen der psychologischen Schulen wird nicht einmal Erwähnung getan. Ähnlich sind die Krankengeschichten dargestellt. Wir lechzen nach einem psychologischen Zusammenhang, allein überall starrt uns das Fatum der „Degeneration“ entgegen. Auch bei Berücksichtigung der somatischen Faktoren würde uns die Genese der Insuffizienzgefühle und der Angst interessieren. . . . Wer sich über den bisherigen Stand der Lehre vom manisch-depressiven Irresein interessiert, dem sei das reichhaltige Werk von Stransky empfohlen. Im wesentlichen hält er am bekannten Standpunkte Kräpelins fest.

Stekel.

Prof. Ernest Jones, Der Alptraum in seiner Beziehung zu gewissen Formen des mittelalterlichen Aberglaubens. (Deutsch von Dr. E. H. Sachs.) Schriften zur angewandten Seelenkunde. XIV. Halbheft. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1912.

Alle Werke von Jones verblüffen durch die grosse Belesenheit des Autors. Jones ist der Polyhistor unter den Psychoanalytikern. Er versteht durch ein reiches Material aus Geschichte, Philosophie und Folklore seine kühnen Thesen zu stützen. Trotz des Reichtums an Zitaten wirkt er nie ermüdend und verwirrend. Man merkt, dass er sicher auf sein Ziel losgeht und keine Kompromisse kennt. In diesem überaus anregenden Werke versucht er den Nachweis zu bringen, dass die bekannten sozialen Erkrankungen des Mittelalters, deren Wirkung bis in unsere Zeit sich erstreckt, „Inkubus“ und „Inkubation“, ferner der „Vampir“ und Wehrwolglaube“, ferner der Glaube an den Teufel und die Hexen auf Alpträume und in tieferer Motivierung auf verdrängte Inzestregungen zurückgehen. Mir erscheinen die Rückführungen auf den Alptraum eigentlich überflüssig, da ja der Alptraum selbst nur der Ausdruck einer Verdrängung ist. Doch dieser Einwand stört uns nicht, da wir ja wissen, dass Jones den Alptraum in einer ausführlichen, sehr anregenden Arbeit „The Nightmar“ im gleichen Sinne aufgeklärt hat. Es war meiner Ansicht nach ein Fehler, dass die ebenso wertvolle Arbeit über den Alpdruck nicht übersetzt und dieser Arbeit vorgestellt wurde. Vielleicht trägt der Herausgeber der Schriften zur angewandten Seelenkunde das Versäumnis zum Danke der zahlreichen Leser des tapferen englischen Gelehrten nach.

Stekel.

Samuel A. Tannenbaum, Some Objections to Psychoanalysis. (Med. Review of Review. Sept. 1912.)

Der flott geschriebene Aufsatz ist eine Polemik gegen einen Artikel von Dr. I. V. Habermann, der in demselben Blatte im Juni erschienen ist, sich „Hysteria“ betitelt und eine heftige Polemik gegen Freud enthielt. Tannenbaum widerlegt in sehr geschickter und stilistisch glänzender Weise die bekannten Einwände unserer Gegner. In einer kurzen Replik verweist Habermann auf die an dieser Stelle schon gewürdigte Arbeit von Kronfeld und verspricht einen ausführlichen Artikel über „The Psychoanalytic Mania“. Der Ruhm Hoche's scheint eben auch nach Amerika gedrungen zu sein.

Stekel.

Friedrich S. Krauss, Das Geschlechtsleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitsrecht der Japaner. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Ethnologischer Verlag, 1911. II. Band der Beiwerke zur Anthropophyteia.

Das treffliche Werk bedarf keiner besonderen Empfehlung. Es ist gegen die erste Auflage reich vermehrt worden. Von besonderem Interesse ist diese Darstellung, weil sie ein hochkulturelles Volk betrifft, bei dem die beliebte Phrase von der Degeneration nicht anzuwenden ist. Über Homosexualität, die Stundenehe, Baumseelen, das japanische Kind finden sich Ausführungen, die einer eingehenden Schilderung in diesen Blättern würdig wären. Wir müssen aus Rummangel darauf verzichten und die Lektüre des Buches empfehlen.

Stekel.

Krafft-Ebing, *Psychopathia sexualis*. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1912.

Nun liegt die von Professor Fuchs herausgegebene 14. Auflage des trefflichen Werkes vor uns. Wenn der Herausgeber auch bestrebt ist, das Buch durch Berücksichtigung der neuesten Literatur, besonders über die konträre Sexualempfindung, auf der Höhe der Zeit zu erhalten, so kann man sich doch des Eindruckes nicht erwehren, dass dies Riesengebiet einer umfassenden Erforschung psychologischer Art dringend bedürftig ist. Fuchs meint: „Die biologische und experimentelle Methodik hat auf dem Gebiete der inneren Sekretionslehre einen Weg für das Verständnis der Sexualvorgänge angebahnt und Ausblicke für die Zukunft eröffnet, welche die Hoffnung erwecken, dass einst auch die *Psychopathia sexualis* einen realen physiologischen Boden gewinnen werde.“ Speziell die Lehre von der konträren Sexualempfindung! Wir Psychoanalytiker haben bereits die Erforschung von der psychologischen Seite angebahnt und hoffen auf die Aufklärung dieser dunkeln Rätsel. Der Krafft-Ebing der Zukunft ist noch nicht erschienen. Aber dass dies Werk einmal neu geschrieben werden muss — und gerade vom psychologischen Standpunkte — darüber sind wir uns alle einig. Wir würden gerne die physiologischen Funde als wertvolle Bereicherung ansprechen, wenn sie nur imstande wären, uns das Rätsel der Disposition vollkommen zu erklären.

Stekel.

Varia.

Wem erzählt man seine Träume? Wir Analytiker wissen, dass man seine Träume gerade jener Person zu erzählen sich gedrängt fühlt, auf die deren Inhalt sich bezieht. Das scheint aber schon Lessing geahnt zu haben, als er folgendes Sinngedicht schrieb:

Somnum.

Alba mihi semper narrat sua somnia mane.

Alba sibi dormit: somniat alba mihi.

(Lessing, Sinngedichte. II. Buch.)

Ferenczi.

Zur Genese des *Jus primae noctis*. Es war mir von vornherein wahrscheinlich, dass das Recht des Gutsherrn zur Deflorierung jeder Leibeigenen ein Rest patriarchaler Zeiten war, in denen dem Familienoberhaupt das Verfügungsrecht über alle Weiber des Hauses zustand. Die autoritative Gleichstellung von Vater — Priester — Gott gestattet es, folgende religiösen Gebräuche zur Stütze dieser Ansicht heranzuziehen: „In der Umgebung von Pondichéry bringt die Neuvermählte dem Göttergebilde ihre Jungfräulichkeit dar. In einigen Gegenden Indiens vertreten die Priester die Stelle des Gottes. Der König von Calicut überlässt dem angesehensten Priester seines Reiches während der ersten Nacht das Mädchen, das er heiratet.“ (H. Freimark, *Okkultismus und Sexualität*. S. 75.) In unserer nächsten Nähe, in Kroatien, soll sich mancher Familienvater noch heute das Recht herausnehmen, die Schwiegertochter bis zum Heranwachsen des sehr jung verheirateten Sohnes geschlechtlich zu gebrauchen. Eine neuropathologische Parallele dieser religiösen und ethnischen Bräuche finde ich in jenen, meist unbewussten Phantasien vieler Neurotiker, in denen beim Geschlechtsverkehr der Vater als Vorgänger postuliert wird.

Ferenczi.

Die Psychoanalyse in der modernen Lyrik. In den Versen von Johannes R. Becher (Verlag von Heinrich F. S. Bachmair, Berlin, 1912) finden sich sehr viele Stellen, welche die Kenntnis der Freud'schen Werke verraten, es sei denn, der Dichter habe seine Erkenntnisse aus dem Unbewussten seiner Kunst geschöpft. So finden wir ein Gedicht „Befreiung“, dem die folgenden Verse entnommen sind:

„Die Wünsche, die ich tags gedacht,
 Sehnsüchte, die ich tags nicht stillen konnte,
 werden die Ängste meiner Nacht.
 Sie glüh'n Wahn,
 den ich nicht fliehen kann,
 dass ich in Feuer rings und Flammen steh',
 in der Geliebten meine Mutter seh',
 meinen Vater, wie einen Frass der Hunde
 Und! Und!
 mein lieb Mutter fass ich sauft am Mund! Mund!
 drück ihr den letzten Atem zu,
 stehl mich fort — und
 werf mich meinem Vater in die Arm.“

Vom Wesen des Traumes spricht eine andere Stelle:

„Und eine nach der anderen Gestalt
 stirbt hin vor mir. Und bin doch alles ich.
 Lustwandle selbst in Tausender Gestalt,
 Liebe mich selbst in jeglicher Gestalt,
 töte mich selbst — oh, höchste Angst! — in Tausender Gestalt.“

Stekel.

Masken der Homosexualität.

Als eine sehr häufig anzutreffende Maske der Homosexualität habe ich die Liebe zu einer Frau beschrieben, deren Mann man liebt. Es ist dies der bekannte Umweg über das Weib. Maupassant, der feine Psychologe, schildert in der Novelle Misti, die sich in dem gleichbenannten Novellenbände als erste befindet, einen Don Juan, der nur verheiratete Frauen lieben kann, deren Männer ihm gefallen. Er hat einen wahren Abscheu vor Mädchen. „Es ist eine Schwäche“ — führt er aus — „aber ich gestehe sie freimütig. Ich habe aber noch eine Schwäche: Ich liebe die Männer meiner Maitressen. Ich bekenne auch, dass gewisse kommune oder prahlerische Gatten mir ihre Frauen verekeln, mögen sie noch so scharmant sein. Aber wenn der Ehemann Geist hat oder den Zauber der Persönlichkeit („charme“), dann werde ich unfehlbar wahnsinnig verliebt. Ich bewahre mir die Freundschaft des Mannes, wenn ich mit seiner Frau breche. Auf diese Weise habe ich meine besten Freunde gewonnen. Auf diese Weise konnte ich viele Male die Überlegenheit des Mannes über das Weib konstatieren. Diese macht dir alle mögliche Verlegenheiten, Szenen, Vorwürfe; jener behandelt dich wie die Vorsehung seines Hauses, obgleich er wirklich ein Recht hätte, sich zu beklagen.“ Diese Zeilen sprechen deutlich genug. Übrigens findet sich in dem Novellenbände Misti noch eine Reihe feiner psychologischer Details, auf die ich gelegentlich noch zurückkommen werde. Stekel.

Aus Theodor Fontane's Werken. Glaubst du denn, dass Mutter und Vater ausserhalb aller Kritik stehen? — „Wenigstens ausserhalb der ihrer Kinder.“ — „Mit nichten. Im Gegenteil. Die Kinder sitzen überall zu Gericht. Still und unerbittlich.“ Dr. Theodor Reik.

Psychoanalytische Momentbilder aus dem Alltagsleben.

Die Schwester einer Malerin klagte über Leibschmerzen und legte sich aufs Sofa in die Position, die ihr am meisten Erleichterung gab: etwas gekrümmt, mit angezogenen Beinen, den Rücken gegen den Beschauer gekehrt. Der Malerin schien die Lage charakteristisch und sie fixierte dieselbe in einer Skizze, von der sie nicht besonders viel hielt, die sie aber doch mit andern Bildern nach Berlin zur Ausstellung sandte. Zum eigenen Erstaunen der Künstlerin wurde die Skizze zur Ausstellung angenommen, während nach ihrer Ansicht wertvollere Sachen zurückgewiesen wurden. Ein biederer Mecklenburger kam mit Frau und Tochter vor das Bild und rief voll Entzücken: „Ach, sieh' da, ein hübsches Bild. Siehst Du, die liegt einmal richtig.“ Und er kaufte die Skizze sofort, ohne wahrscheinlich zu ahnen, wie viel er mit dem Ausruf verraten hatte. — Vielleicht haben bei der Jury ähnliche Seelenstimmungen die Annahme des Bildes bewirkt.

In einer jungen Ehe besteht ein tiefes Zerwürfnis zwischen den Gatten. Das kleine, 16 jährige Dienstmädchen verrät ihr Verständnis der Sachlage und ihre Lebenskenntnis sehr hübsch, indem es beim Tischdecken mit Vorliebe vergisst, dem Hausherrn ein Obstmesserchen zu geben und indem es überdies gleichzeitig einmal der Hausfrau kein Wasser in die Fingerschale gibt.

Dr. Marg. Stegmann.

Eine bezeichnende Symptomhandlung.

Eine meiner analytisch behandelten Patientinnen dringt auf eine genaue Untersuchung der inneren Organe, was ich ablehne. Ihre Magenschmerzen seien psychogener Natur und bedeuteten die Ablehnung einer bewusstseinsfremden peinlichen Vorstellung. Die Kranke besteht auf Untersuchung und droht, sie werde sich einen anderen Arzt holen lassen, was ich ihr freistelle. Sie lässt in der Tat um einen Arzt telefonieren, erkundigt sich beim Hotelier über die Grösse des Honorars und steckt einen Zehnkronenschein in ein Kuvert hinein. Während der Untersuchung des Arztes bereut sie den Schritt, hört sehr zerstreut auf seine Ausführungen und denkt: Wozu habe ich mich mit diesem Ignoranten eingelassen? Der Arzt gibt ihr genaue Diätvorschriften und ein Rezept. Sie geht ins andere Zimmer und bringt das Kuvert mit der Banknote. Der Arzt dankt höflich und öffnet vorsichtigerweise das Kuvert auf der Stiege. Sein Erstaunen und seine Entrüstung waren grenzenlos, als er in dem Kuvert seine Diätvorschriften und das Rezept aber kein Honorar findet. Er kommt zurück und verlangt Aufklärungen. Die Dame entschuldigt sich. Sie habe in der Aufregung die beiden Kuverts verwechselt. In Wahrheit hatte sie nur ein Kuvert und — erzählte mir den Vorfall am nächsten Tage mit der richtigen Deutung: Sie hatte nämlich die Zehnkronennote in die Tasche gesteckt, wo eine Visitenkarte von mir lag...

Stekel.

Liébeault über die Rolle des Unbewussten bei psychischen Krankheitszuständen.

Liébeault, dem wir die Begründung unseres heutigen Wissens über die Hypnose verdanken, entwickelt in seinem trefflichen Werke: „Le sommeil provoqué et les états analogues“, Theorien, die wie eine Vorahnung psychoanalytischer Erkenntnisse klingen. Sie verdienen wörtlich zitiert zu werden:

„Une émotion . . ., une fois développée, ne s'éteint pas en même temps, que 'idée qui en est la cause occasionnelle; elle persiste même, lorsqu' une seconde idée affective et contraire vient lui succéder . . . Il nous arriva, une nuit, de nous reveiller avec un sentiment de peur, sans en connaître la cause; ce sentiment n'était, sans

doute, qu' un ébranlement, suite de l'émotion d'un rêve dont les idées étaient déjà effacées de notre pensée." (l. c. p. 138.)

„On a avancé que les émotions, les sentiments etc., peuvent naître sans des idées qui les éveillent, et qu'ils ne tiennent de ses idées leurs caractères spéciaux. Pour soutenir ce paradoxe, on s'est basé sur ce que des hypochondriaques, des épileptiques, des maniaques ont assuré éprouver le sentiment de la peur sans motif. Il en était du sentiment de ces malades, comme de leurs hallucinations; il prenait son origine dans une inconscience de sa cause et dans des rêveries dont ils avaient perdu le souvenir“¹⁾. (l. c. p. 140.)

Diese Theorien konnte Liébeault allerdings in Ermangelung unserer analytischen Hilfsmittel nicht durch Beweise unterstützen. Liébeault's Arbeiten stammen aus dem Jahre 1866. Das zitierte Werk schrieb er in 1888. Ferenczi.

Ein Schreibfehler als Antwort auf einen anderen.

Ein Mädchen meiner Bekanntschaft korrespondiert während des Sommers mit einer jungen Freundin, gegen die ihr Gefühl in hohem Masse zwiespältig ist. Einmal widerfährt es ihr, dass sie der gewohnten Anredeformel „Liebe Anna!“ statt eines Ausrufungszeichens ein Fragezeichen hinzusetzt und den Brief abgehen lässt, ohne den Irrtum zu bemerken. In dem Antwortschreiben macht die Freundin sie auf ihr Versehen aufmerksam und begehrt wenige Zeilen später selbst ein anderes, welches beweist, dass jener psychischen Instanz, durch die es verursacht wurde, auch das Verständnis für die Motivierung des fremden Schreibfehlers nicht abging. Die Briefschreiberin beklagt sich nämlich über den Mangel an Zuneigung und Liebe, den sie bei ihren Verwandten fühle und schreibt von ihnen: „so kalt sind sie“ — verschreibt aber das „sie“, indem sie ihm einen grossen Anfangsbuchstaben gibt.

Dr. Hans Sachs.

Zur Frage der Schädlichkeit der Onanie.

Dem „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ von Dr. C. E. Bock, weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig, entnehme ich die folgenden Stellen. Wann das Buch erschienen ist, ist mir nicht bekannt. Ich weiss nur, dass es um das Jahr 1870 schon ein albeliebtes Hausbuch war. Die mir vorliegende sechzehnte Auflage (neu bearbeitet von Dr. W. Camerer, Oberamtsarzt in Arach) stammt aus dem Jahre 1898²⁾.

„Dass durch dieselbe die Lebensfrische eines guten Theiles unserer jetzigen Generation schon in der Jugend untergraben wird, ist gewiss, allein dass die Folgender Onanie so schlimm wären, wie sie in vielen Büchern geschildert werden, ist un w a h r. Schon oft wurden durch diese übertriebenen Schilderungen Personen, die früher einige Zeit der Onanie ergeben waren, ganz unnützerweise in Angst und Verzweiflung gebracht.“ — „Das Unvermögen zum Beischlaf bei solchen, die früher Onanie getrieben haben, ist meist eine Folge der Melancholie und des Misstrauens auf ihre eigene männliche Kraft, welches vielen Onanisten eigen ist, und verschwindet in der Ehe, bei regelmässigem Geschlechtsverkehr in solchen Fällen stets.“ — „Es ist daher nichts verkehrter, als die Onanisten barsch zu behandeln und als die ärgsten Sünder zu betrachten.“ — „Nicht genug kann bei Knaben vor heftigen und häufigen Rutenhieben auf den

1) Vom Ref. gesperrt.

2) Ebenda S. 440: „Die Eindrücke der Jugend sind die wichtigsten und können oftmals die bewegenden Ursachen aller Handlungen für das ganze Leben werden.“

Hintern gewarnt werden, weil diese einen sehr grossen Reiz auf die Zeugungsteile erregen und so zur Onanie verleiten, wie die Geständnisse vieler Onanisten beweisen.“ — „Wichtiger sind die psychischen Störungen der Onanisten. Die meisten kämpfen gegen ihre Unart an, aber häufig genug erfolglos. Gewissensbisse, Furcht vor Entdeckung, vor Strafe und Schande, Verbergung des Hanges durch Lüge und sonstige unerlaubte Mittel, dazu immer wieder die Begierde nach dem Genuss machen den Geisteszustand eines in jugendlicher Entwicklung befindlichen Menschen zu einem sehr unglücklichen und hemmen seine gesunde Entwicklung in den meisten Fällen erheblich. Dazu kommt noch der Einfluss populärer Schriften über Onanie, welche die Folgen desselben in massloser Weise übertreiben.“ — „Denn die Onanie ist an sich dem Erwachsenen nicht schädlicher, als der gewöhnliche geschlechtliche Verkehr, schädlich ist nur das Übermass der geschlechtlichen Reizung, in welche der Onanist fast immer verfällt. Ihm ist die Gelegenheit zur Befriedigung ja so viel leichter, als dies beim normalen Verkehr der Fall.“ (S. 818 ff.) Marcus.

Zum Thema **Enuresis, Harnreiztraum, psychische Hemmung** finde ich eine überraschend kenntnisreiche Stelle in dem in der Goethe-Zeit geschriebenen autobiographischen Roman, betitelt „Anton Reiser“, von B. P. Moritz:

„Es fällt auch wirklich in der Kindheit oft schwer, das Wachen vom Traume zu unterscheiden; und ich erinnere mich, dass einer unserer grössten jetzt lebenden Philosophen mir in dieser Rücksicht eine sehr merkwürdige Beobachtung aus den Jahren seiner Kindheit erzählt hat.

Er war wegen einer gewissen bösen Angewohnheit, die bei Kindern sehr gewöhnlich ist, oft mit der Rute gezüchtigt worden. Es hatte ihm aber, wie es auch gewöhnlich ist, immer sehr lebhaft geträumt, er habe sich an die Wand gestellt und... Wenn er sich nun manchmal bei Tage zu dem Ende wirklich an die Wand gestellt hatte, so fiel ihm die harte Züchtigung ein, die er so oft erlitten hatte — und er stand oft lange an, ehe er es wagte, einem dringenden Bedürfnis der Natur Genüge zu tun, weil er befürchtete, es möchte wieder ein Traum sein, für den er wieder eine scharfe Züchtigung erwarten müsste — bis er sich erst allenthalben umgesehen und dann auch in Ansehung der Zeit zurückgerechnet hatte, ehe er sich völlig überzeugen konnte, dass er nicht träume.“

Dr. E. Hitschmann.

Der Dichter als Seelenarzt. Der berühmte französische Romancier Marcel Prévost legt in einer kleinen Novelle „Der Andere“ dem Helden, einem Arzt, folgende Worte in den Mund: „Übrigens habe ich schon früher ziemlich gründlich Nervenleiden der Frauen studiert. Ich habe mich überzeugt, dass deren Ursache immer ein Liebesgeheimnis, oder eine traurige Geschichte einer sexuellen Anomalie ist. Solange der Arzt das Geheimnis nicht erfährt, behandelt er auf's Geradewohl. Unsere Kunst besteht darin, die Kranke zu bewegen, uns ihr Geheimnis mitzuteilen.“

Es ist doch merkwürdig, dass einem Mann, der Nervenleidende nur zufällig, vorübergehend, nicht systematisch, laienhaft und nicht professionell beobachtet, Tatsachen nicht entgehen, die Männer von Beruf, Spezialisten, die ihr Leben lang in ernster Arbeit dem Studium der Nervenkrankheiten widmen, nicht merken. Alles nur auf den Unterschied in der Beobachtungsgabe zurückführen zu wollen, wäre doch wenig befriedigend. Die Ursachen müssen tiefer liegen und ihre Aufdeckung und Darstellung wird einst eine der interessantesten Seiten einer zukünftigen Geschichte der Medizin, ja, vielleicht der ganzen gegenwärtigen Kultur sein.

Dr. M. Wulff.

Selbstbefriedigung in Fussymbolik.

„Es wäre schön,“ sagte mir eines abends ein als gesund geltendes Mädchen, „wenn man sich selbst lieben könnte. Da gäbe es keine Sehnsuchtsschmerzen auf der Welt, weil man ja sich selbst stets treu bleiben würde.“

„Passen Sie auf, was Sie diese Nacht träumen werden,“ meinte ich darauf.

Nächsten Morgen erzählt die junge Dame: „Ich träumte, es wurde mir ein menschlicher Fuss zum Essen gereicht, den ich bald als meinen eigenen Fuss erkannte. Ich ass ein wenig mit grossem Widerwillen, weil ich doch nicht anders sein wollte, wie die übrigen Menschen, welche, ohne den geringsten Anstoss daran zu nehmen, menschliches Fleisch essen. Eine Weile konnte ich mich so überwinden, aber dann war die Abscheu doch zu gross: wenn ich den Fuss nicht gesehen hätte und nicht wissen würde, dass er ein menschlicher und, noch schrecklicher, mein eigener Fuss ist, dann würde ich ihn schon essen. So geht das über meine Kräfte.“

Der Traum leuchtet jedem als Darstellung der Selbstbefriedigung in Esssymbolik ein. Die Symbolik ist eine der typischen, denn sie ist der Völkerpsychologie geläufig. Die philogenetische Disposition und entsprechende kindliche Spiele (Erlebnisse) dürften das Material zu diesem Traume liefern. Man weiss ja wie gerne die Kleinen den Fuss in den Mund nehmen zum Lutschen und in einem gewissen Alter wird geradezu Sport damit getrieben, wer noch die Grosszehe in den Mund stecken kann.

Warum das Mädchen gerade diese und nicht eine andere Symbolik zur Darstellung der Selbstbefriedigung¹⁾ wählte — darüber könnte nur eine genauere Analyse Auskunft geben.

Dr. S. Spielrein.

Psychologisches aus der Kinderstube.

Ein fünfjähriger Junge kommt zu einer Dame auf Besuch, deren Mann soeben nach einer längeren Mastkur aus einem Tuberkulosesanatorium zurückgekehrt ist. Der Mann hatte 32 Pfund zugenommen und sah auffallend dick aus. Der Junge starrt den Mann lange verwundert und misstrauisch an. Dann zieht er die Dame in ein anderes Zimmer und sagt ihr heimlich ins Ohr: Tante — weisst du, der Onkel wird dir bald einen Jungen bringen. Deshalb ist er krank und wird immer dicker. Immer dicker, bis er so dick wird, so dick, dass er platzt. Denn musst du ihn ins Bett legen und darfst nicht hineingehen, bis das Kind dich ruft. So wars auch bei Mama, als Bubi kam...

Margarete Petersen.

Der Herr Major kommt nach längerer Abwesenheit zu seiner Frau auf Besuch. Die kleine Marie erkennt den Papa nicht. Papa sitzt bei der Mama und streichelt ihre Hand. Marie sieht eine Zeitlang zu, dann geht sie auf Papa zu, zieht die Hand weg und versucht in ungeschickter Weise das Streicheln nachzumachen. Ihre Miene drückt deutlich aus: Die Hand gehört mir, das ist meine Mama! Stekel.

Goethe soll an *Pavor nocturnus* gelitten haben, wenn man den Berichten der Bettina von Arnim trauen darf. Auch scheint er den Tod seines Bruders mit innerer Genugtuung begrüsst zu haben. Wir finden in den Briefen Bettinas an Goethe folgende zwei sehr interessante Stellen:

„Von seiner (Goethe's) Kindheit — wie er schon mit 9 Wochen ängstliche Träume gehabt, wie er allerlei sonderbare Gesichter geschnitten und wenn er auf-

¹⁾ Es ist nicht ausgeschlossen, dass das Mädchen in der Kindheit was „gesehen“ hat. Ich wollte sie nicht darüber ausfragen.

gewacht, in ein sehr betrübtes Weinen zerfallen, oft auch sehr heftig geschrien hat, so dass ihm der Atem entging und die Eltern für sein Leben besorgt waren; sie schafften eine Schelle an; wenn sie merkten, dass er im Schlaf unruhig ward, schellten und rasselten sie heftig durcheinander, damit er bei dem Aufwachen gleich den Traum vergessen möge....“

„Sonderbar fiel es der Mutter auf, dass er bei dem Tod seines jüngeren Bruders Jakob, der sein Spielkamerad war, keine Träne vergoss, er schien vielmehr eine Art Ärger über die Klagen der Eltern und Geschwister zu haben. Da die Mutter nun acht Tage nachher den Trotzigen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt habe, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bett hervor eine Menge Papiere, die mit Lektionen und Geschichtchen beschrieben waren, er sagte, dass er dies alles geschrieben habe, um es dem Bruder zu lehren!“

M. P.

Redaktionelle Mitteilung.

Um Missverständnissen und Reklamationen vorzubeugen, machen wir aufmerksam, dass die Beiträge von Reik, Ferenczi, Hitschmann, Sachs, Spielrein schon gedruckt waren, als diese Autoren ihre Mitarbeiterschaft bei dem „Zentralblatt für Psychoanalyse“ zurückzogen. Wir sprechen allen Kollegen, welche die Sezession nicht mitgemacht haben und allen jenen zahlreichen objektiven Forschern, die uns ihrer aktiven Unterstützung und Sympathie versichert haben, bei dieser Gelegenheit unseren herzlichsten Dank aus.

Von unserem russischen Kollegen Dr. W. N. Lichnizki (Odessa) ist im Verlage der Zeitschrift „Therapeutische Revue“ eine Broschüre erschienen, die sich „**Psychotherapie und Psychoanalyse**“ betitelt. Wir werden auf das kleine fesselnde Büchlein, das uns beweist, wie mächtig das Interesse für die Psychoanalyse in Russland ist, noch zurückkommen.

Ein Institut für Kriminalpsychologie soll nach einer Vorlage des Parlamentes in Frankreich geschaffen werden. Dies Institut soll die Psychologie der Verbrecher studieren, wobei ihre Herkunft, ihre Konstitution, ihr ethischer Besitzstand und die Einflüsse des Milieus berücksichtigt werden sollen. Durch diese Forschungen, die von einer genauen Statistik unterstützt werden, hofft man die Gesetze zu ergründen, welche die Entwicklung der Kriminalität beherrschen. So hofft man dann auch zu prophylaktischen Gesetzen und Massnahmen zu gelangen, um die stetig anwachsende Kriminalität erfolgreich einzudämmen.

Vom Oberarzt der Bleuler'schen Klinik in Burghölzli, Herrn Dr. Hans W. Maier ist im Verlage von Julius Springer in Berlin die Habilitationsschrift „**Über Katathymie, Wahnbildung und Paranoia**“ erschienen. Ein ausführliches Referat erscheint in einer der nächsten Nummern.

Aus Versehen ist in dem letzten Hefte der Autor des III. Heftes der Schriften des Vereines für freie psychoanalytische Forschung „**Bergsons Philosophie der Persönlichkeit und das Persönlichkeitsideal**“ nicht genannt worden. Es ist dies Dr. Paul Schrecker, den unsere Leser in diesem Hefte auch als Mitarbeiter des Zentralblattes kennen gelernt haben.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Über den nervösen Charakter.

Grundzüge
einer vergleichenden Individual-
Psychologie und Psychotherapie.

Von

Dr. Alfred Adler,
Wien.

Preis Mk. 6.50, gebunden Mk. 7.70.

Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie nennt Verf. selbst sein Buch. Dasselbe stellt sich als organischer Weiterbau dar auf Basis jener Anschauungen, welche er in der Studie über Minderwertigkeit von Organen seinerzeit niedergelegt. In einem aus drei Kapiteln bestehenden theoretischen Teil gibt Verf. seine Überzeugung wieder: „Am Anfang der Entwicklung zur Neurose steht drohend das Gefühl der Unsicherheit und Minderwertigkeit und verlangt mit Macht eine leitende, sichernde, beruhigende Zwecksetzung, um das Leben erträglich zu machen. Was wir das Wesen der Neurose nennen, besteht aus dem vermehrten Aufwand der verfügbaren psychischen Mittel. Unter diesen ragen besonders hervor: Hilfskonstruktionen und Fiktionen im Denken, Handeln und Wollen . . . Wie die tastende Geste, wie die rückwärts gewandte Pose, wie die körperliche Haltung bei der Aggression, wie die Mimik als Ausdrucksformen und Mittel der Motilität, so dienen die Charakterzüge, insbesondere die neurotischen, als psychische Mittel und Ausdrucksformen dazu, die Rechnung des Lebens einzuleiten, Stellung zu nehmen, im Schwanken des Seins einen fixen Punkt zu gewinnen, um das sichernde Endziel, das Gefühl der Überwertigkeit, zu erreichen.“

Die Durcharbeitung der Gedankengänge des Verf. im einzelnen ist in einem kurzen Referate nicht zu erfassen; das Buch verkörpert eine Weltanschauung mit Deutungen und Symbolisierungen, welche Verf. in die Natur hineinlegt. Auch im zweiten praktisch genannten Teil des Buches steht Verf. auf hoher, philosophischer Warte; er leitet Charakterzüge, wie wir sie bei Nervösen, richtiger Minderwertigen finden, von der fiktiven Idee ab und schliesst: „Minderwertige Organe und neurotische Phänomene sind Symbole von gestaltenden Kräften, die einen selbstgesetzten Lebensplan mit erhöhten Anstrengungen und Kunstgriffen zu erfüllen trachten.“

Wiener Klinische Wochenschrift.

Inhalts-Verzeichnis des IV./V. Heftes.

	Seite
Originalarbeiten:	
I. Die Rolle des Unbewussten in der Neurose. Von Dr. Alfred Adler	169
II. Die Ausgänge der psychoanalytischen Kuren. Von Dr. W. Stekel	175
III. Wandlungen in der Freud'schen Schule. Von Dr. C. Furtmüller	189
IV. Zur Psychogenität des Asthmas bronchiale. Von Dr. M. Wulff	202
Mitteilungen:	
I. Aus der Analyse eines Zahlenraumes. Von Josef B. Lang	205
II. Freie Assoziationen bei Kindern. Von Dr. Bloch	208
III. Zur Psychologie der Alkoholfestigkeit und der Entschuldigungstendenzen. Von Dr. Wilhelm Stekel	209
IV. Zum Thema: Spermatozoenträume. Von Herbert Silberer	211
V. G. Ch. Lichtenberg und die Psychoanalyse. Von A. v. W.	212
VI. Zwei Träume Flaubert's. Von Dr. Theodor Reik	222
VII. Über verschiedene Formen der Lustgewinnung am eigenen Leibe. Von Ernst Marcus	224
VIII. Zur Homosexualität. Von Alexander Schmid	228
IX. Neurotische Lebenslinie im Einzelphänomen. Von Otto Kaus	229
X. Kant über das Verhältnis der Geschlechter. Von Paul Schrecker	234
XI. Zur Psychologie des Stotterns. Von Paul Schrecker	236
Referate und Kritiken:	
Wagner v. Jauregg: Über krankhafte Triebhandlungen	237
Dr. phil. U. Josefowici: Die psychische Vererbung	239
Richard Thurnwald: Probleme der ethno-psychologischen Forschung	240
Dr. Hans W. Maier: Unfallgutachten über Fälle von Dementia praecox	240
Wilhelm Specht: Zur Phänomonologie und Morphologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen	241
Parkes Weber: Über Hysterie	242
Die Onanie. Eine Kritik des II. Heftes der „Wiener Diskussionen“ von Otto Kaus	243
Die Onanie. Eine Gegenkritik der vorhergehenden Kritik von Otto Kaus	249
Dr. Ludwig Staudenmaier: Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft	252
Wilhelm Rullmann: Witz und Humor	255
Dr. Erwin Stransky: Das manisch-depressive Irresein	256
Prof. Ernest Jones: Der Alptraum in seiner Beziehung zu gewissen Formen des mittelalterlichen Aberglaubens	257
Samuel A. Tannenbaum: Some Objections to Psychoanalysis	257
Friedrich S. Krauss: Das Geschlechtsleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitsrecht der Japaner	257
Krafft-Ebing: Psychopathia sexualis	258
Varia	258

Mit einer Beilage von Otto Salle, Verlag in Berlin, betreffend das neue Buch von Dr. med. Marcinowski, *Der Mut zu sich selbst*. Preis geb. Mk. 6.—.